

FORUM

MAGAZIN DER KATHOLISCHEN KIRCHE IM KANTON ZÜRICH

1. Februar – 7. März 2025 | Ausgabe 2



Mein Name ist Corita, Corita Kent!

Wie eine Nonne Kunstgeschichte
schrieb, ohne dabei zum Star zu werden.

Seite 4

16 – Familie anders denken

Familie kann zum Armutsrisiko werden,
warnt Caritas Zürich.

22 – Anselm Grün ist 80

Wie der populäre Ordensmann zur
Inspiration geworden ist.

33 – Spezialseelsorge

Was einen Palliative-Care-
Seelsorger bewegt.

4 – Mein Name ist Corita, Corita Kent!

In den 1960er-Jahren entdeckt eine Nonne die spirituelle Kraft der Alltagssprache und wird zur Pop-Art-Künstlerin.

12 – Nachrichten

13 – Ein ökumenisches Kleinod

Die Epi-Kirche ist vielen unbekannt. Dabei hat sie einer aus der Giacometti-Familie entworfen.

14 – Die Zwölf

Clowns

15 – Widmer & Binotto fragen sich

Wem gehört der Thron?

16 – «Wir müssen Familie anders denken»

Interview anlässlich der Caritas-Woche 2025

21 – Fragebogen

Norbert Bischofberger, Journalist

21 – Kleines Glück

Turmbesteigung
Grossmünster Zürich

22 – Kolumne

Anselm Grün ist 80.
Eine Würdigung

23 – Unter Bäumen

Die Esche



Foto: Corita Art Center, Los Angeles



Foto: Wikipedia



Foto: Christoph Wider

24 – Theologische Köpfe

Angela Merici

26 – Leserbrief

27 – Bild des Monats

30 – Glauben heute

Armut ist kein Weg zum Glück.

30 – Anno Domini

1618–1648: Dreissigjähriger Krieg

31 – Porträt

Helena Jeppesen-Spuhler,
Netzwerkerin

32 – 360 Grad

Auf dem Kirchturm von
St. Andreas, Uster

33 – Missionen

Karina Alarcón Kreuzer,
Seelsorgehilfe in der Misión
Católica de Lengua Española

Spezialseelsorge

Palliative-Care-Seelsorger
Daniel Burger-Müller

34 – Aus den Pfarreien

[Termine und Informationen
im Überblick](#)

50 – Tipps der Redaktion

Blick hinter die Armut

51 – Kino unter Leuten

«Kneecap» von Rich Peppiatt

Redaktionsschluss: 14. Januar 2025

Titel: Corita Kent «yes #3» (1979) 20 x 20 inch,
Corita Art Center, Los Angeles

FORUM Magazin der katholischen Kirche im Kanton Zürich

Erscheint 12 Mal im Jahr. 70. Jahrgang. ISSN 1420-2212

Herausgeberin Stiftung Forum – Pfarrblatt
der katholischen Kirche im Kanton Zürich

Präsidium Andreas Rellstab **Geschäftsführung** Eveline Husmann

Anschrift Zeltweg 48, 8032 Zürich, www.forum-magazin.ch

Sekretariat Rita Grob, Tanja Gut, sekretariat@forum-magazin.ch
044 555 70 10, Dienstag und Donnerstag

Redaktionsleitung Thomas Binotto (bit), Veronika Jehle (vej)
redaktion@forum-magazin.ch

Redaktion Beatrix Ledergerber-Baumer (bl), Eva Meienberg (eme)
Christoph Wider (Bildredaktion), Angelika Dobner (Gestaltung)

Grafikkonzept Andrea Müller, Agentur Panda & Pinguin

Vignetten Niels Blaesi

Pfarreiseiten Inhalt und Gestaltung verantwortet die jeweilige Pfarrei

Adressänderung Stadt Zürich/Kanton Zürich: beim Pfarramt Ihres
Stadtquartiers bzw. Wohnortes (Adresse siehe jeweilige Pfarreiseite)
Winterthur: mitgliederverwaltung@kath-winterthur.ch, 052 224 03 80

Bezahl- und Geschenkabos Jahresabo Inland Fr. 38.–, Ausland Fr. 77.–
Aboservice: 044 555 70 10, sekretariat@forum-magazin.ch

Inserate KünzlerBachmann Verlag AG

Ursula Notz Maurer, u.notz@kueba.ch, 071 314 04 74

Druck AVD GOLDACH AG, 9403 Goldach, www.avd.ch

Das Forum wird auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt



Liebe Leserinnen und Leser

Kennen Sie Corita Kent? Mein Kollege Thomas Binotto ist jüngst auf das Werk der Pop Art-Künstlerin gestossen. Sie war in den USA der 1960er-Jahre eine der innovativsten Protagonistinnen dieser Kunstbewegung – und Ordensfrau.

Meine erste Begegnung mit Pop-Art vor vielen Jahren war bei einem Museumsbesuch mit meinen Eltern: Andy Warhols «Campbell's Soup Cans». Kunst? Eine Suppendose neben der anderen? Mein Auge war eher an alte Meister gewöhnt. Die Suppendosen sprengten etwas in mir: in ihrer Alltäglichkeit, in ihrer schrillen Überzeichnung, bunt, schräg, banal, genial. Dass Schwester Corita Kent diese Technik auf Glaubensinhalte angewandt hat, überrascht mich heute wenig, ist die Kunst darin doch völlig offensichtlich. Eigentlich ist es wie ein «missing link» – das Puzzleteil, das bislang fehlte!

Für mich macht Pop-Art mit Leben und Glauben dasselbe, was Mystik tut: Zunächst verschwimmen die klaren Linien. Begriffe und Formen gelten nicht mehr in gewohnter Weise. Etwas Rätselhaftes entsteht, durch andere Worte, durch fremde Formen. Und plötzlich, wie durch Wunderhand, wird alles weiter, grösser – und wahrer. Was für eine Entdeckung!

Aufgedeckt werden muss immer wieder neu, dass es mitten in unserer Gesellschaft in Zürich Armut gibt. Anlässlich der Caritas-Woche spricht Olivia Kühni mit uns über den «Luxus» Familie. Denn ja, Kinder zu haben ist teuer und wird für nicht wenige zu einem unleistbaren Unterfangen. Als Wirtschaftsjournalistin und Mutter weiss sie, wovon sie spricht. Und hat einige gute Ideen, auch für die Kirchen. Meine Lieblingsidee: Man könnte ein «Kirchentram» finanzieren, das ein Spielwagen für Kinder ist.

Als «theologischen Kopf» stellt uns Markus Zimmer diesmal Angela Merici vor. Die Zeitgenossin von Niklaus von Flüe hatte ebenfalls ein paar gute Ideen – überraschenderweise zum Thema Emanzipation. Sie stellte sich der



Frage, wie Frauen selbstständig leben, unabhängig bleiben und gleichzeitig im christlichen Sinne verbunden sein können.

Helena Jeppesen-Spuhler, die Schweizer Delegierte an den Weltsynoden im Vatikan, realisiert die emanzipatorischen Ideen in unserer Gegenwart: Wie ihr das gelingt, erzählt sie im Interview.

Zugegeben: Dass Frauen diese Forum-Ausgabe dominieren, war keineswegs der Plan und hat sich zufällig gefügt. Ein schöner Zufall. Und dass sie «dominieren», stimmt gleichzeitig keineswegs. Sehen Sie selbst.

Das neue Forum Magazin geht also in seine 2. Ausgabe. Wir danken Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, herzlich für Ihre Rückmeldungen zum Neustart, für die ermutigenden und auch für die kritischen. Eine kleine Auswahl an Stimmen haben wir unter der Rubrik Leserbriefe zusammengestellt. Wir freuen uns weiterhin, von Ihnen zu lesen. Ganz im Sinne des «Forums»: eines Marktplatzes, auf dem viele verschiedene Stimmen hörbar und unterschiedliche Facetten sichtbar werden.

Gute Entdeckungen wünscht Ihnen

Veronika Jehle

Mein Name ist Corita, Corita Kent!

In den 1960er-Jahren entdeckt eine Nonne
in Los Angeles die spirituelle Kraft
der Alltagssprache. Sie wird damit zur
stilbildenden Pop-Art-Künstlerin – und gleichzeitig
zum Feindbild eines Kardinals.

**Von Thomas Binotto (Text) und
Corita Art Center, Los Angeles (Bilder und Fotos)**

«word picture: handle with care» (1967) / Serigraphie, 23 x 35 inch
«See the man who can save you the most» – aus einem Werbespruch für Autohändler, die ein gutes Geschäft
versprechen, wird eine christliche Botschaft, die mit grösster Sorgfalt behandelt werden sollte.



SEE THE MAN
WHO CAN
SAVE YOU
THE MOST

NO TIME AGO
OR ELSE A LIFE
WALKING IN THE DARK
I MET CHRIST
JESUS) MY HEART
FLOPPED OVER
AND LAY STILL
WHILE HE PASSED AS
CLOSE AS I'M TO YOU
YES CLOSER
MADE OF NOTHING
EXCEPT LOVELINESS
e.e.c.

There is only
one truth

In Boston steht seit 1971 eines der grössten urheberrechtlich geschützten Kunstwerke der Welt: Ein zum Wahrzeichen gewordener bemalter Gasometer. – 1985 wurde in den USA eine Briefmarke mit einem Regenbogen und dem Wort «Love» veröffentlicht: mit über 700 Millionen die meistverkaufte Kleinstikone der USA.

Beide Werke stammen von Corita Kent, einer Künstlerin, die in den 1960er-Jahren so prägend für die Pop-Art war, dass man sie in einem Atemzug mit Andy Warhol, Ed Ruscha oder Roy Lichtenstein nennen muss. Dass dies dennoch bis heute nur selten geschieht, ist nur einer von vielen Gründen, ihre Geschichte zu erzählen. Eine Geschichte, die man wie einen Siebdruck aufbauen müsste, auf dem jede neue Ebene das Gesamtbild verändert.

Mitten in Hollywood, genauer im Kunstatelier der Schule der Schwestern vom unbefleckten Herzen Mariens, entsteht 1962 ein Siebdruck, der zwölf etwas unförmige Punkte in unterschiedlichen Farben zeigt. Corita Kent nennt dieses Werk «Wonderbread». Nicht zufällig erinnert das Muster an eine Brotverpackung aus dem Supermarkt. Und ebenso wenig zufällig hat Corita kurz zuvor in einer Galerie Andy Warhols Suppendosenkunstwerk «Campbell's Soup Can» gesehen. Mit diesem, ihrem ersten Pop-Art-Werk, schlägt Kent als Künstlerin einen völlig neuen Weg ein.

Corita Kent wird mit ihrer bahnbrechenden Verbindung von Text und Bild zu einer der prägenden Künstlerinnen der Pop-Art. Sie erreicht allerdings weder den Kultstatus ihrer männlichen Kollegen noch deren Reichtum. Weil sie eine Frau ist. Aber nicht nur. Corita zeigt kein Interesse an Status und Reichtum. Sie hat etwas viel Umfassenderes im Blick: «Reifung in den schönen Künsten kann eine Reifung in den verwandten Künsten der Kontemplation, der Konversation, der Lehre und anderen Künsten bedeuten, die für ein reiches Gemeinschaftsleben von entscheidender Bedeutung sind.» Corita ist nicht nur eine revolutionäre Künstlerin, sie ist auch Ordensfrau.

Frances Elizabeth tritt 1936 zu einer Zeit in den Schulorden «Immaculate Heart of Mary» ein, als Frauenorden weltweit auf ein Allzeithoch zusteuern. Diese Gemeinschaften bieten Frauen wie Frances, die aus einfachen Verhältnissen stammen, eine exzellente Ausbildung, berufliche Entfaltungsmöglichkeiten und soziale Sicherheit. Frauenorden, gerade in den USA, sind damit auch Orte der Emanzipation. Die 18-jährige Frances feiert dementsprechend ihren Entscheid euphorisch. Zusammen mit acht anderen angehenden Nonnen mietet sie einen offenen Wagen und braust damit durch Los Angeles.

Als Frances sich ihren Ordensnamen wählen darf, entscheidet sie sich für Corita – kleines Herz. Obwohl ihr künstlerisches Talent bereits damals offensichtlich ist, schickt der Orden Schwester Mary Corita zunächst als Primarschullehrerin nach Kanada. Als die Schule in Los Angeles jedoch 1947 eine Kunstlehrerin benötigt, wird sie zurückgeholt und zur Ausbildung an die University of Southern California geschickt. Von dort bringt sie den Siebdruck mit, der zeitlebens ihre grosse Leidenschaft bleibt.

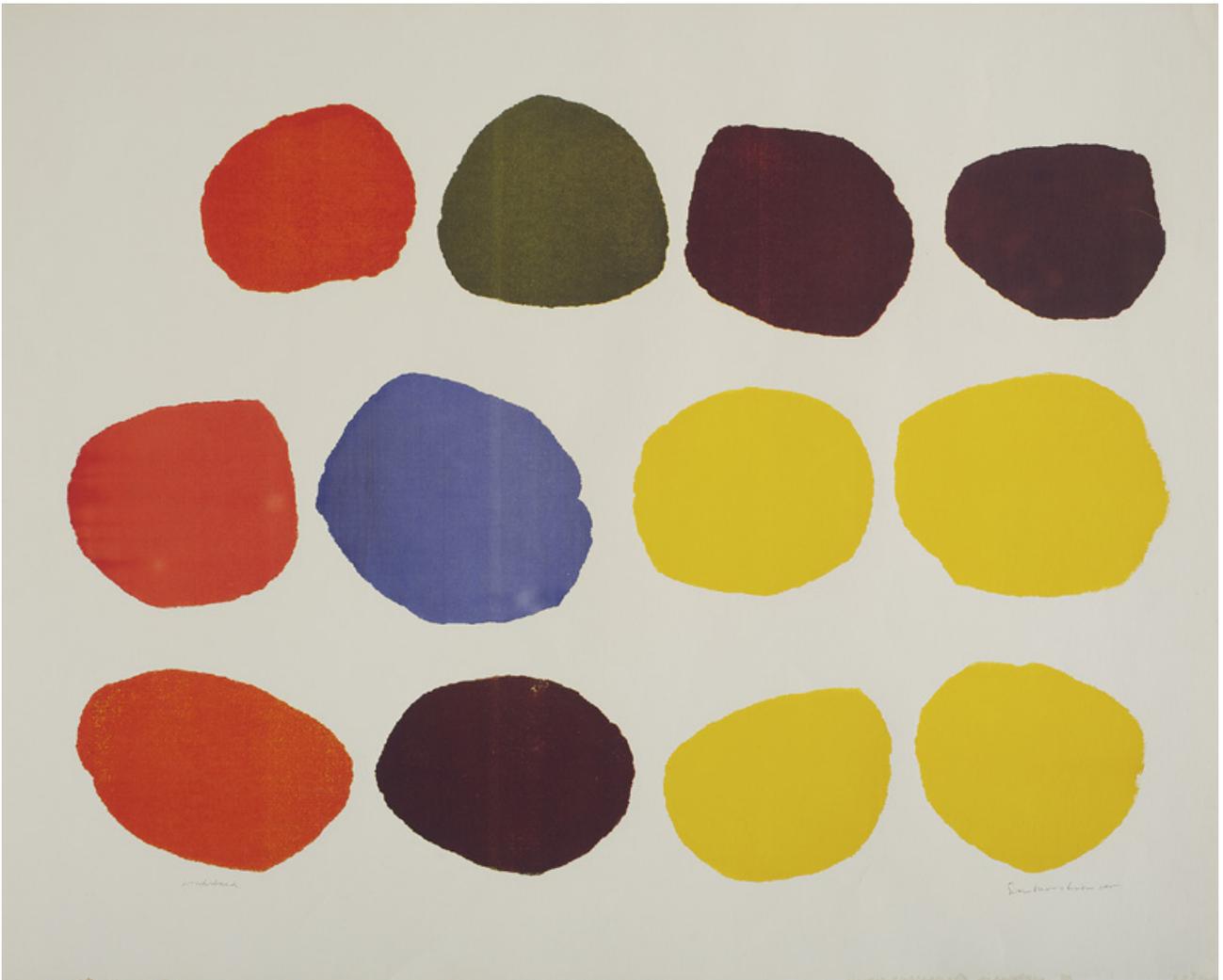
Im Siebdruck wird die Farbe durch ein Seidengewebe aufs Papier gestrichen. Farbe für Farbe, Ebene für Ebene werden so Schritt für Schritt aufgetragen. Wo keine Farbe hinkommen soll, wird das Gewebe mit Schablonen abgedeckt oder mit Wachs versiegelt. Durch das Übereinanderdrucken entstehen neue Farbtöne, die Ebenen überlagern sich und bleiben dennoch durchlässig. Jede Ebene ist deshalb auch eine Transformation des Werks. Siebdrucke können zwar seriell produziert werden, aber in einem langsamen handwerklichen Prozess, der jedes Exemplar dann doch zum Unikat werden lässt.

Schwester Corita unterrichtet junge Frauen. Und sie tut es mit grosser Leidenschaft zwanzig Jahre lang. Nur in den Sommerferien findet sie Zeit für ihre eigenen Werke. Zusammen mit ihrer Kollegin und Mentorin Schwester Maggie sucht Corita ständig nach Inspiration von aussen, weil sie überzeugt ist, dass es auch darum geht, «die Menschen auf Dinge aufmerksam zu machen, die sie vielleicht übersehen haben.» Die Nonnen nehmen ihre Schülerinnen mit in Ausstellungen in Los Angeles, so begegnen sie Andy Warhols Kunstwerken. Und auch als Lehrerinnen wollen sie wissen, was in der Kunstwelt los ist. Jedes Jahr fahren die beiden nach New York, um Galerien und Museen zu besuchen.

«Wonderbread» ist nicht nur dem Einfluss Warhols zu verdanken. 1962 ist auch das Jahr, in dem Papst Johannes XXIII. das Zweite Vatikanische Konzil eröffnet. Der Papst spricht Corita und ihren Mitschwestern aus dem Herzen. Sein Aggiornamento leben sie bereits, sie sind längst in der Gegenwart angekommen. Jetzt endlich spüren sie Rückenwind aus Rom.

Als dann auch noch gleich gegenüber der Schule ein Supermarkt eröffnet wird, folgt Corita der päpstlichen Aufforderung zum Dialog mit der Gesellschaft auf ihre ganz eigene Weise. Im Supermarkt entdeckt sie das «Wonder Enriched Bread» und seine bunt gepunktete Verpackung als Metapher für das ewige Brot des Lebens. Hier

**Wir kneten neues
Brot, und wir
brauchen neues Brot,
und das gilt
für das Brot und
das Wort.**



«wonderbread» (1964) / Serigraphie, 30.5 x 25.5 inch
Coritas erstes Pop-Art-Werk spielt mit der
Verpackung eines Supermarktbrotes.

Corita bereitet die Farben für einen Siebdruck vor. (1967)





«stop the bombing» (1967) / Serigraphie, 18 x 23 inch
 Ende der 1960er-Jahre protestierte Corita mit ihrer Kunst auch gegen den Vietnamkrieg.

Bereits 1955 ist in der Kunstschule des Immaculate Heart College Art Department der Aufbruch – das später von Papst Johannes XXIII. geforderte «aggiornamento» – zu spüren.



Foto: Fred Swartz

erweist sie sich als Mystikerin des Alltags, die immer und überall für spirituelle Entdeckungen durchlässig bleibt. Sie entdeckt Gottes Worte in den Versprechungen der Werbung, in den Wegweisern des Verkehrs, in den Zeilen von Popsongs.

Worte sind für sie keine abstrakten Kopfgeburten: «Ich war verrückt nach Worten und deren Form, seit ich ein Kind war.» Worte erhalten bei ihr eine materielle Gestalt. Sie schneidet sie von Hand mit der Schere aus und macht daraus Schablonen für ihre Drucke. Sie versetzt Worte in fließende Bewegungen. Sie richtet Worte in alle Himmelsrichtungen, denn «Worte haben ein Leben und müssen gepflegt werden.»

Um das zu entdecken, was Werbesprüche und flottes Design übersteigt, geht Corita paradox vor. Sie konzentriert den Blick auf das Detail. Oft ist sie mit einem Fotoapparat unterwegs, mit dem sie Ausschnitte von alltäglichen Verpackungen und Schildern festhält. Ihre Schülerinnen schickt sie mit einem leeren Diarahmen auf Motivjagd. Oder lässt sie eine Stunde lang eine Cola-Flasche anschauen. Nur anschauen. Und plötzlich wird im Detail wie von selbst etwas ganz Grosses sichtbar. Unter der Hand von Corita werden Logo und Slogan des Frühstücksflockenherstellers General Mills zur Melodie für etwas, was jede Firmenlogik übersteigt. «The big G stands for goodn» ist auf ihrem Transformationswerk zu lesen – die gewiefte Pädagogin lässt drei Buchstaben weg, damit wir selbst das eigentlich grosse G entdecken können und erkennen, dass in jedem Ausschnitt eine unendliche Weite stecken kann.

1964 wird Corita zur Leiterin der Kunstabteilung ihrer Schule ernannt. Und auch die Gestaltung des jährlich stattfindenden «Mary's Day» wird ihr übertragen. Wieder setzt Coritas transformatorisches Charisma ein. Sie macht aus der bislang biederen Marienprozession eine Performance der Pop-Art, die jedoch nicht nur bunt und fröhlich, sondern genauso engagiert politisch ist. «Food for Justice» lautet das Motto, getreu der Enzyklika «Pacem in terris» von Johannes XXIII. Verpackungskartons für Lebensmittel werden zu Protestplakaten. Nonnen und ihre Schülerinnen zelebrieren Flowerpower für wirksames Christentum.

Dieser frische, freie und fröhliche Katholizismus ist dem kirchlichen Oberhaupt von Los Angeles ein Dorn im Auge. Kardinal James Francis McIntyre ist machtbewusst und konservativ. Selbst Johannes XXIII. und sein Konzil sind ihm lästig. McIntyre hat keinerlei Verständnis dafür, dass Corita im Slogan des Konservenherstellers Del-Monte eine Ode an Maria, die Muttergottes, entdeckt. Bei aller Marienverehrung, aber Maria als die süsseste Tomate von allen zu feiern, «the juiciest tomato of all», das kann der Kardinal nicht goutieren. Er versucht, die Publikation des Bildes zu verhindern. Und mit Corita ist ihm der ganze Konvent ein Gräuel. Er droht mit der Schliessung der Schule und damit, hunderte von Nonnen als Lehrerinnen aus den konfessionellen Schulen seines Bistums zu entlassen.

Corita und der gesamte Konvent halten jedoch Stand. Sie fühlen sich von den Entwicklungen in Rom und vom Geist des Konzils getragen. Tatsächlich kommt von dort auch Anerkennung. Corita wird eingeladen, zur Weltausstellung von 1964 in New York für den Pavillon des Vatikans ein Werk zu gestalten. Ihre landesweite Anerkennung als Künstlerin und Lehrerin erreicht in diesen Jahren ihren Höhepunkt. Persönlichkeiten wie Frank Gehry, Alfred Hitchcock, John Cage, Saul Bass, Henry Miller, Anaïs Nin, Jean Renoir oder Richard Buckminster Fuller besuchen ihre Kunstschule und erzählen den Studentinnen von ihrer Arbeit.

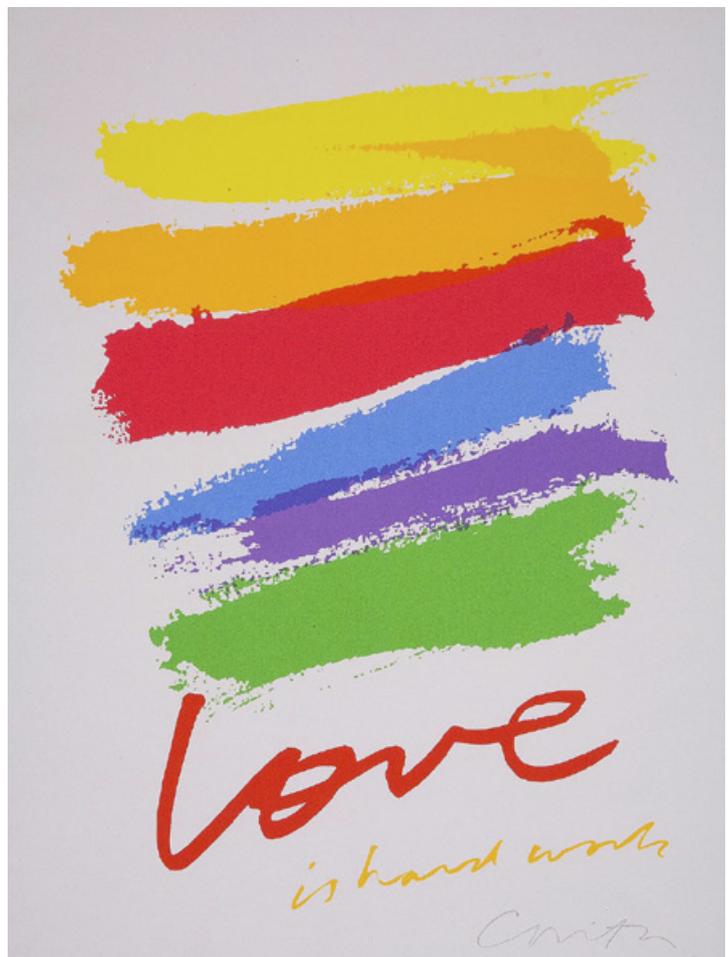
1967 setzt das Newsweek-Magazin Corita auf die Titelseite, versehen mit der Schlagzeile «The Nun: Going modern». Kaum eine Woche vergeht ohne Besucher, die das Geheimnis ihrer Kunst und ihres Unterrichtes entdecken wollen. Es entstehen Filme, von denen trotz schlechtem 16-mm-Material und auch ohne Ton heute noch das immense Charisma von Schwester Corita überspringt. Sie stellt zehn Regeln für ihren Unterricht auf, die kaum unverkrampfter und freiheitlicher sein könnten. Nr. 4 lautet: «Betrachte alles als ein Experiment.» – Nr. 6: «Nichts ist ein Fehler, es gibt kein Gewinnen und kein Verlieren. Es gibt nur Machen.» – Nr. 8: «Versuche nicht gleichzeitig zu schaffen und zu analysieren. Es sind zwei unterschiedliche Prozesse.» Abgeschlossen werden die Regeln mit «Nächste Woche wird es neue Regeln geben.»

Derweil kocht der Kardinal immer giftiger, werden die Differenzen immer offensichtlicher. Während Corita auf ihren Plakaten den Aufbruch fordert, möchte McIntyre die Uhr ganz weit zurückdrehen. Mit «Give the gang our best» wirbt der Getränkehersteller Canada Drive. Corita macht daraus einen Aufruf an all jene Kräfte in der Kirche, die sich – vom Konzil gestärkt – auf einen Weg der Erneuerung einlassen wollen. Den Slogan flankiert sie auf ihrem

**Ich war verrückt
nach Worten
und deren Form,
seit ich
ein Kind war.**



«come alive» (1967) / Serigraphie, 13 x 23 inch
 Eine österliche Botschaft, die Beweglichkeit und Umdenken fordert.



«love is hard work»
 (1985) / 24 x 18 inch

Diptychon mit einem unmissverständlichen «Now!» Und wieder weisen die Buchstaben in alle Himmelsrichtungen. «Gib der Bande unser Bestes. Jetzt!» – Was für eine furchtlos mitreissende Botschaft!

Ende 1967 allerdings ist Corita selbst am Ende ihrer Kräfte. Nicht nur wegen der heftigen Anfeindungen durch den Kardinal. Zu schaffen macht ihr seit vielen Jahren ihre Schlaflosigkeit. Sie kann das unablässige Wahrnehmen der Umgebung auch nachts nicht abstellen. Corita zieht sich für ein Sabbatical nach Massachusetts zurück. Und überrascht, genauso wie als 18-Jährige, mit einem klaren Entschluss: Sie wird nicht nach Los Angeles in die Schwesterngemeinschaft zurückkehren.

Corita zieht nach Boston. Zum ersten Mal überhaupt in ihrem Leben hat sie eine eigene Wohnung. Ihre tiefsten Beweggründe für den Austritt aus dem Orden behält Corita jedoch für sich. Sie bleibt der Schwesterngemeinschaft auch nach ihrem Austritt verbunden. Als Kardinal McIntyre nach Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils wieder mehr Macht über die Schwestern vom unbefleckten Herzen Mariens ausüben will, beschliesst 1970 die Mehrheit der Schwestern einen Neuanfang ohne kirchlichen Segen und Status. Die heute noch existierende ökumenische Laienbewegung «Immaculate Heart Community» wird gegründet. Ihr vermachte Corita später ihr gesamtes Werk.

Corita wirkt auch nach ihrem Austritt unverändert aus ihrem Glauben heraus. Der Jesuit Daniel Berrigan, einer der furchtlosesten Friedensaktivisten der USA und ebenso ein begnadeter Dichter, schreibt über seine Seelenverwandte: «Es schien, als ob in ihrer Kunst die Säfte der Welt überliefen, die Welt überschwemmen und die faulen Weinschläuche des Scheins, der Routine und der Fäulnis zum Platzen brachten.» Die Technik des Siebdrucks ist Sinnbild für Coritas Denken: Vielschichtig, durchlässig, transformativ. Diese Kraft entdeckt allmählich auch die katholische Kirche wieder. 2024 werden Werke von Corita Kent an der Biennale in Venedig im Pavillon des Vatikans ausgestellt.

Als die amerikanische Post 1985 Coritas Briefmarke «Love» veröffentlichte, hielt sie es für eine originelle Idee, dies auf dem Set der damals ausserordentlich populären Soap-Serie «Love Boat» zu tun. Die bereits unheilbar vom Krebs gezeichnete Corita war von dieser Idee dermassen entsetzt, dass sie sich weigerte, bei der Präsentation zu erscheinen. Stattdessen schuf sie eines ihrer allerletzten Werke. Darauf waren erneut die farbigen Streifen zu sehen, die bereits die Briefmarke ikonisch werden liessen. Darunter jedoch stand nun Coritas unmissverständliche Botschaft: «Liebe ist harte Arbeit.»



Corita Kent (1918–1986)

1918 Frances Elizabeth Kent wird am 20. November in Fort Dodge, Iowa, geboren

1936 Eintritt in den Orden «Immaculate Heart of Mary» in Los Angeles

1947 Beginn der Lehrtätigkeit am «Immaculate Heart College»

1951 Kunstabschluss an der University of Southern California

1962 Erstes Pop-Art-Werk

1968 Austritt aus dem Orden und Aufgabe der Lehrtätigkeit

1971 Auftrag der Boston Gas Company zur Gestaltung eines Gastanks

1986 Am 18. September stirbt Corita nach einem langjährigen Krebsleiden

Buchtipps

–Susan Dackerman (Hg.)

«Corita Kent and the Language of Pop»
Yale University Press 2015

Corita Art Center, Los Angeles

Seit Ausbruch der verheerenden Brände setzt sich das Center unermüdlich für die Opfer der Brandkatastrophe ein. Das geschieht ganz im Sinne von Corita Kent, die Kunst immer auch als konkrete Lebenshilfe und als Dienst an der Gemeinschaft verstand.

Wir sind dankbar, dass uns das Center trotz der grossen Belastung das Bildmaterial für unseren Beitrag zur Verfügung gestellt hat.

Das Corita Art Center verwaltet den Nachlass von Corita Kent und bietet auf seiner Website einen umfassenden und hervorragend gestalteten Überblick über das gesamte Werk.

corita.org

Nachrichten

Neue nationale Dienststelle gestartet

Am 1. Januar hat die «Nationale Dienststelle Missbrauch im kirchlichen Kontext» mit Sitz in Zürich ihre Arbeit aufgenommen. Neben dem Leiter Stefan Loppacher sind neu zwei Frauen dabei, darunter die Spezialistin für Prävention und Strafvollzug Annegret Schär.

Stefan Loppacher leitete bereits das Fachgremium «Sexuelle Übergriffe im kirchlichen Umfeld» der Schweizer Bischofskonferenz SBK. Die Fachstelle wurden nun in die «nationale Dienststelle Missbrauch im kirchlichen Kontext» überführt und arbeitet im Auftrag der Schweizer Bischofskonferenz SBK, der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz RKZ und der Vereinigung Katholischer Ordensgemeinschaften KOVOS. Annegret Schär und Stefan Loppacher werden zuerst am Aufbau unabhängiger Beratungsstrukturen arbeiten. Danach liege der Schwerpunkt bei den kirchlichen Meldestellen und den psychologischen Assessments, heisst es in der Mitteilung der drei Institutionen. Die dritte Person im Team ist Mari Carmen Avila. Sie wird vor allem die Verbindung zwischen der nationalen Dienststelle «Missbrauch im kirchlichen Kontext» und der französisch- und italienischsprachigen Schweiz sicherstellen. Und dabei nicht nur sprachlich, sondern auch kulturell und kirchenstrukturell übersetzen, heisst es in der Mitteilung. Sie werde die nationalen Massnahmen gegenüber den Verantwortlichen in den Bistümern, kantonalkirchlichen Körperschaften und den Opferberatungsstellen vertreten und umgekehrt deren Anliegen an der Dienststelle Missbrauch in Zürich einbringen. (kath.ch)

Pilgernde der Hoffnung

«Es beginnt ein Jahr der Hoffnung, es beginnt ein Jahr, in dem wir alle als Pilgerinnen und Pilger der Hoffnung ausgesandt werden», sagte Bischof Jo-

seph Maria Bonnemain in Chur bei der Eröffnung des Heiligen Jahres, die am 5. Januar in allen Kathedralen der Welt gefeiert wurde. Damit Gläubige überall als «Pilgernde der Hoffnung» unterwegs sein können, wurden in jedem Bistum spezielle Pilgerkirchen benannt. Im Bistum Chur sind dies die Kirchen der Benediktinerklöster Einsiedeln, Engelberg und Disentis, die Pfarrkirche Liebfrauen in Zürich sowie die Pfarrkirchen in Rheinau und Wädenswil. «Wir können, wir müssen die Hoffnung überallhin in unsere Welt tragen, in jeden Winkel, dorthin, wo nicht mal mehr die Sonne scheint», betonte Bischof Bonnemain. «Nehmen wir uns vor, in diesem Jahr Tag für Tag die Geduld mit uns selbst nicht zu verlieren, die Geduld mit den anderen aufrechtzuerhalten, und auch die Geduld mit Gott nicht zu verlieren, er meint es letztlich nur gut mit uns.» (pd/bl)

Christliche Minderheit in Syrien in Sorge

«Vor dem Krieg lebten in Syrien etwa anderthalb bis zwei Millionen Christinnen und Christen», sagt Silvia Stefanos, syrisch-orthodoxe Christin und Co-Präsidentin des Verbands der Orthodoxen Kirchen im Kanton Zürich. «Heute leben schätzungsweise nur noch etwa um die 500 000 Menschen mit christlichem Glauben im Land. Der lange Krieg und die unsicheren Lebensbedingungen haben viele zur Auswanderung gezwungen.» Nach dem Sturz des Machthabers Assad seien viele Christinnen und Christen besorgt, dass der Zusammenbruch des Regimes zu einem Machtvakuum führen könnte, das von extremistischen Kräften ausgefüllt wird. «Unter einigen Christen gibt es auch Hoffnung, dass eine neue politische Ära kommen könnte, die mehr Freiheit und Gerechtigkeit bringt. Doch insgesamt überwiegt die Unsicherheit», sagt Silvia Stefanos. (zhkath.ch)

Rekordjahr auf dem Jakobsweg

Die Pilgerzahlen auf dem Jakobsweg haben 2024 zum dritten Mal in Folge alle Rekorde gebrochen. Knapp eine halbe Million Diplome wurden für Ankömmlinge aus aller Welt ausgestellt. Dabei rangierte Spanien mit den meisten Pilgernden vor den USA, Italien, Deutschland und Portugal. Der Jakobsweg führt Pilger seit dem Mittelalter zum angeblichen Grab des Apostels Jakobus in Santiago de Compostela. Die Pilgerpfade durchziehen ganz Europa und vereinigen sich dann auf den letzten Etappen in Portugal, Frankreich und Spanien. Das Grab entwickelte sich neben Rom und Jerusalem zu einem der drei Hauptziele christlicher Pilgerfahrt. Zu den Motiven der Pilgernden sagt der Vorsitzende des europäischen Jakobsfreunde-Verbandes Jorge Martínez-Cava: «Bei etwa 30 bis 35 Prozent gibt der katholische Glaube den Ausschlag. Ähnlich viele sind spirituell motiviert. Die übrigen haben sonstige Gründe. Denn der Jakobsweg ist auch ein Weg der Kunst, der Natur, der Freundschaft, der Gastronomie, des Sports.» (kna)

Trauer um 13 getötete katholische Missionare 2024

Im vergangenen Jahr sind weltweit 13 katholische Missionarinnen und Missionare getötet worden. Wie der vatikanische Informationsdienst «Fides» berichtet, waren dies acht Priester und fünf Laienmissionare. In Afrika starben sechs und in Südamerika fünf Missionare eines gewaltsamen Todes. Zwei Priester kamen in Europa (Spanien und Polen) ums Leben. Insgesamt ist die Zahl der Getöteten gegenüber dem Vorjahr, wo noch 20 Opfer registriert wurden, zurückgegangen. (pd)

Ein ökumenisches Kleinod

Die Epi-Kirche ist vielen unbekannt.
Dabei hat sie einer
aus der Giacometti-Familie entworfen.

Von Beatrix Ledergerber (Text)

Durch die Alabasterscheiben mit der feinen Äderung scheint gedämpftes Licht in den Kirchenraum. Die Wände führen den Blick in einer Rundung nach vorne, die gegenüberliegende Wand im Gegenschwung wieder nach aussen. Der Boden im Innenraum ist mit dem gleichem Zementverbundstein belegt wie draussen auf der Piazza. Dieser Bau, so die Botschaft der Architektur, will für alle sein, die Epi-Kirche verbindet «Innen» mit «Aussen».

Drinnen lauschen die Menschen – einige in Rollstühlen oder mit Helmen geschützt – den Worten des Seelsorgers Toni Halter: «Heute ist das Fest der Heiligen Familie. Das weckt die Vorstellung einer idealen Familie. Doch schon der 12-jährige Jesus ist seinen Weg gegangen. So sehr, dass seine Eltern ihn drei Tage lang suchen mussten!» Selten verläuft das Leben ideal. Auch im Leben der von starker Epilepsie betroffenen Menschen nicht. Sie wohnen im «Wohnwerk» der Schweizerischen Epilepsie-Stiftung, zusammen mit Menschen, die aufgrund anderer Beeinträchtigungen hier betreut werden. Mit ihnen kommen auch Angehörige, Pflegepersonen oder Patientinnen und Patienten der Klinik Lenggen gerne in diese Kirche. Die Epi-Kirche steht im Zentrum des Geländes mit medizinischen Einrichtungen, einem Restaurant, einer Spitalschule und einem Stall mit Ziegen, Alpakas und andern Tieren.

Die Schweizerische Epilepsie-Stiftung, ursprünglich eine Institution der Evangelisch-Reformierten Kirche, hat vor mehr als 50 Jahren diese schmucke kleine Kirche erbauen



Foto: Christoph Widler



Foto: Epi-Kirche / zvg

lassen. Auch die katholische Kirche beteiligte sich finanziell: «An den Ausbau der paritätischen Kirche der EPI leistet der Stadtverband einen angemessenen Beitrag», heisst es in den Archiven.

Die Epi-Kirche ist der einzige Sakralbau des Bergellers Bruno Giacometti. Der Architekt stammt aus einer berühmten Künstlerfamilie: Sein Vater war Giovanni, sein Bruder Alberto Giacometti.

«Die Kirche ist bewusst ökumenisch gestaltet», erklärt Toni Halter. Bei der Bauplanung habe es dafür keine Vorbilder in der Schweiz gegeben. Es gehören Elemente der römisch-katholischen sowie der evangelisch-reformierten Gottesdiensttradition zur Innenausstattung. So gab es von Anfang an einen Tabernakel – schlicht aus Plexiglas gestaltet. Ebenso waren von Beginn weg reformierte wie katholische Seelsorgerinnen und Seelsorger für die Menschen in den verschiedenen Epi-Institutionen da, wobei die reformierten von der Stiftung direkt bezahlt werden, die katholischen von der nahen Erlöser-Pfarrei.

Zum Abschluss des Gottesdienstes greift Organist Roland Dopfer ein weiteres Mal in die Tasten der aussergewöhnlich schönen Toggenburger

Hausorgel, der ältesten spielbaren aus dem Jahr 1754. In unterschiedlichen Lautstärken und Tonlagen wird mitgesungen. Das grosse, asymmetrische Kreuz im Altarraum steht symbolisch für das, was hier erfahrbar wird: Gott ist für alle da, ganz besonders für jene, deren Leben von Brüchen gezeichnet ist.

Epi-Kirche
Bleulerstrasse 60, 8008 Zürich

Gottesdienst
jeweils Sonntag, 10.00 Uhr

www.swissepi.ch

Die Zwölf

Clowns bringen uns zum Lachen und halten uns zur Selbsterkenntnis einen Spiegel vor.

Von Thomas Binotto

1. Joseph Grimaldi (1778–1837)

Der Londoner trat bereits als Dreijähriger in der Rolle des Harlekins auf und wurde mit seinem weiss-rot geschminkten Gesicht zum Clown der Clowns. Seine Slapstick-Routinen blieben bis in die Stummfilmzeit prägend. Und noch heute wird ihm alljährlich am ersten Februarsonntag ein Gottesdienst gewidmet.

2. Grock (1880–1959)

Der Bieler Charles Adrien Wettach beherrschte nicht weniger als 15 Musikinstrumente und sechs Sprachen. «Nit mööööglich!» wurde zu seinem Markenzeichen und er zum berühmtesten Clown seiner Zeit.

3. Charles Chaplin (1889–1977)

Seine Kunstfigur «The Tramp» wurde grösser als er selbst und hat ihn zum berühmtesten Menschen seiner Zeit gemacht. Bei ihm sind Lachen und Weinen vereint, gehen Slapstick und Sozialkritik Hand in Hand.

4. Charlie Rivel (1896–1983)

Der Zirkus wurde dem Spanier in die Wiege gelegt – er stammte aus einer Artistenfamilie. Seinen Künstlernamen erhielt er von Charles Chaplin, sein Instrument – das Bombardon – von Karl Valentin. Und sein Clown-Geschluchze wurde legendär.



Foto: Wikipedia

5. Marcel Marceau (1923–2007)

Tragikomisch. Ringelshirt. Weiss geschminktes Gesicht. Zerbeulter

Hut. Einsame rote Blume: Das ist «Monsieur Bip». Der grosse französische Pantomime war auch ein grosser Lehrer, der Generationen von Pantomimen geprägt hat.



Foto: Wikipedia

6. Oleg Popow (1930–2016)

Wegen seiner Sportlichkeit wurde er in die russische Staatsschule für Zirkuskunst aufgenommen. Dort lernte er Drahtseil-Jongleur, was später auch seine Clown-Nummern prägen sollte. Im Kostüm der Märchenfigur Iwanuschka war er der letzte weltweit bekannte Zirkusclown.

7. Dimitri (1935–2016)

Als Siebenjähriger kam er im Zirkus Knie auf den Geschmack. Nach Lehrjahren in Frankreich wurde aus ihm ein weiterer Schweizer Clown von Weltrang. 1975 gründete er – einst Schüler von Marcel Marceau – im Tessin eine eigene Schauspielschule.

8. Patch Adams (*1945)

Eigentlich ist der Amerikaner Hunter Doherty Adams von Beruf Arzt. Viel bekannter ist er jedoch als Clown, der die heilende Kraft des Lachens beschwört. Und als Menschenrechtsaktivist belässt Adams es nicht beim schnellen Witz.

9. Pic (*1949)

Weil das Geld für die Schauspielausbildung fehlte, wurde der St. Galler Richard Hirzel zunächst mal Lehrer. Bis er dann doch seiner Berufung

zum Clown folgen konnte. Mit seiner stillen Poesie und seinen Seifenblasennummern verückt er die Menschen. Und im Zirkus Knie gelang es ihm gar, dass sich ein Nilpferd als Schmetterling entpuppte.

10. Jango Edwards (1950–2023)

Seine Karriere begann der Amerikaner als Strassen- und Zirkusclown in London. In Amsterdam wurde er zum Mitbegründer einer alternativen Clownszenen, der Nouveau-Clown-Bewegung. Seine Auftritte waren derb und slapstickhaft, keine poetische Traumtänzeri.

11. Gaston (1951–2023)

Gaston stammte aus einer Schweizer Zirkusfamilie und tourte mit Rolf Knie und Pipo Sosmann im Zirkus Knie durch die Schweiz. Obwohl ihm auch der Sprung ins Theater, den Film und das Fernsehen gelang, blieb er dem Zirkus immer treu, sei es nun Knie, Roncalli, Royal, Nock oder Conelli.



Foto: Adriano Heilmann/Wikipedia

12. Gardi Hutter (*1953)

Sie absolvierte nach ihrer Theaterausbildung eine dreijährige Gesellenzeit als Clown in Italien. Mit ihren Soloprogrammen ist sie vor allem auf Kleinkunsthöfen zu Hause. Das aber in aller Welt, denn ihr «Clowneskes Theater» kennt keine Sprachgrenzen.



Ruedi Widmer



Widmer & Binotto fragen sich **Wem gehört der Thron?**

Thomas Binotto



In diesem Augenblick kürt garantiert irgendein Schweizer Medienhaus einen obersten Schweizer oder eine höchste Schweizerin. Obersthöchst in irgendwas. Unser Nachholbedarf an Monarchentum ist unersättlich. Am einen Tag spricht der oberste Hauseigentümer zum Volk, am anderen die höchste Lehrerin.

Auch ausserhalb des eidgenössischen Königiums wuchern die Monarchien. In England herrscht seit kurzem Luke «The Nuke» Littler über das Dart-Imperium. Und in Florida wurde gerade ein Post-Disney-Hofstaat zelebriert. Lago mio!

Wir Menschen pflegen eine urtümliche Leidenschaft für Inthronisationen aller Art. Selbst die Gelegenheit, einen höchstobersten Anarchisten auf den Thron zu setzen, würden wir nicht ungenutzt lassen, süchtig danach, bewundern zu können.

Das katholische Papsttum und seine Zeremonien werden zwar vielerorts als anachronistisch belächelt, dennoch werden fortlaufend neue Päpste installiert, ab und an sogar Pöpstinnen.

Also sind wir dem Gastropapst hörig und der Stilpöpstin auch. Träumen vom nächsten Literaturpapst. Halten gar standhaft an der Gitarrenvieltötterei fest: Jimi Hendrix, Jeff Beck, Eric Clapton, mindestens 100 an der Zahl. Dazu Keith Richards als Schutzheiliger.

Allerdings: Kein Königtum währt ewig. So begeistert wie wir unsere Stars auf den Thron jubeln, so rabiat holen wir sie wieder runter. Kaum haben wir sie erhöht, entlarven wir ihre Abgehobenheit. War eben noch jedes Wort eine Offenbarung, quält uns jetzt der ewige Bullshit. Unfehlbarkeit wandelt sich in Selbstüberschätzung.

Wem also das Etikett «Hoffnungsträger» aufgedrückt wird, der tut gut daran, unverzüglich sein Rücktrittsschreiben aufzusetzen. Denn: Wer hat den Thron erfunden? – Wir sind es, das verehrungswütige Volk! Und das lassen wir alle, die wir krönen, früher oder später wissen.

«Wir müssen Familie anders denken»

Die Wirtschaftsjournalistin Olivia Kühni
sieht Familie
als persönliche Entscheidung, aber
nicht als reine Privatsache.

Von Eva Meienberg (Text) und Christoph Wider (Porträts)

Wird Familie zum Luxus?

Ja. Wir bewegen uns tendenziell in eine Richtung, in der die finanziellen Verhältnisse darüber entscheiden, ob und wie viele Kinder sich jemand leisten kann. Kinder zu haben, ist heute in der Schweiz das grösste Armutsrisiko, das wir noch haben. Mein Eindruck ist, dass diese Erkenntnis in der öffentlichen Debatte noch nicht ganz angekommen ist. Es ist wichtig, dass wir als Gesellschaft darüber diskutieren, ob wir das so wollen.

Knapp ein Fünftel der Familien mit Kleinkindern sind armutsgefährdet. Was bedeutet das?

Wir haben eine falsche Vorstellung von Armut und prekären Situationen. Wir sehen Armut als feste Eigenschaft, was zu einer Stigmatisierung von armutsbetroffenen Menschen führt. Aus der angewandten ökonomischen Forschung wissen wir, dass Menschen in ihrem Leben unterschiedliche ökonomische Situationen durchleben. Wir können arm werden und uns von der Armut auch wieder befreien. Darum ist es wichtig, Menschen zu unterstützen, aus der Armut herauszukommen. Es ist wichtig, dass wir Menschen immer wieder ermächtigen.

Es gibt den Widerspruch, dass die Industrieländer mit grossem Wohlstand kleine Geburtenraten haben. Menschen in reichen Ländern leisten sich den Luxus, Kinder zu haben, seltener.

Das zeigen Studien und Befragungen klar: Einerseits sind die Alternativen der Lebensgestaltung vielfältiger und attraktiver geworden. Wir haben heute mehr Möglichkeiten, gerade die Frauen. Andererseits ist das Kinderhaben selber vergleichsweise teurer und unattraktiver geworden. Beides spielt eine Rolle.

Gesellschaftlich und politisch interessant ist die Tatsache, dass vor allem Akademikerinnen weniger Kinder bekommen, als sie sich nach eigenen Angaben wünschen. Diese Lücke zwischen Kinderwunsch und Realität ist in der Schweiz im Vergleich zu anderen Ländern gross. In Frankreich beispielsweise, wo die Rahmenbedingungen viel besser sind und auch die Erwartungen an die Mutterrolle weniger intensiv, ist das nicht so. Die Zeit, die Eltern

mit ihren Kindern verbringen, hat trotz höherer Erwerbstätigkeit der Frauen fast überall in Europa zugenommen – ausser in Frankreich. Dafür hat man dort nach wie vor mehr Kinder. Das zeigt, dass die Rahmenbedingungen und der Druck auf Mütter und Eltern eine Rolle spielen.

Mir ist aber wichtig, zu sagen: Grundsätzlich ist es gut, dass Menschen verschiedene Optionen haben, ihr Leben zu gestalten. Und auch Menschen, die nicht Eltern sind, können sich für die Gesellschaft einsetzen und tun das auch, auf ganz viele verschiedene Arten.

Aber aus einer ökonomischen Perspektive ist eine sinkende Geburtenrate alarmierend.

Aus wirtschaftlicher Perspektive brauchen wir Kinder, und wir brauchen Menschen, die diese Kinder grossziehen. Das ist essenzielle Arbeit. Die sinkende Geburtenrate finde ich aber auch aus einer philosophischen Perspektive betrachtet traurig. «Es ist ein Kind geboren» bedeutet gerade in einem christlichen Kontext Hoffnung. Wenn eine Gesellschaft diese Hoffnung nicht mehr hat, ist das für mich ein Alarmzeichen.

Was muss sich ändern?

Ich glaube, wir müssen Familie anders denken. Als etwas, das keine reine Privatsache ist. Ja, das sind private und persönliche Entscheide, und das ist auch richtig so. Aber wer Familienarbeit leistet, tut dies immer auch für die Gesellschaft. Wir leben in einer hoch arbeitsteiligen, sehr verflochtenen Gesellschaft, in der wir viel kollektiviert haben. Wir haben beispielsweise gemeinsam getragene Vorsorgewerke, die allen zugutekommen. Aber die Kinder, die diese Vorsorgewerke tragen, und überhaupt die Zukunft unserer Gesellschaft sind, die sollen reine Privatsache sein? Das geht einfach nicht auf, und das spüren die Menschen. Wir müssen Familienarbeit mehr anerkennen und wertschätzen.

Wer sich für Kinder entscheidet, nimmt in der Schweiz eine Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation in Kauf. Denken Sie, Menschen mit Kinderwunsch machen sich diesbezüglich viele Gedanken?



Olivia Kühni ist Wirtschaftsjournalistin und war Teil des Startteams des Online-Magazins «Republik». Heute arbeitet sie als strategische Beraterin und Autorin. Sie hat am Podium des Armutsforums der Caritas Zürich teilgenommen.

Ja, das tun sie. Aus der Forschung weiss man, dass der wichtigste Einflussfaktor auf den Kinderwunsch die Partnerschaft ist. Danach kommt die Gesundheit des Partners oder der Partnerin und an dritter Stelle die Frage nach dem Geld.

Haben Sie persönlich sich diese Gedanken gemacht?

Ja. Einer der Hauptgründe, warum ich studiert habe, war der Wunsch, einst selber eine Familie ernähren zu können. Ausserdem wollte ich einen Beruf haben, mit dem ich mich auch mit reduziertem Pensum über Wasser halten kann. Ich habe den Eindruck, viele Menschen machen sich diese Gedanken bei der Berufswahl zu wenig. Es geht nicht zwingend um die grosse Karriere: Gerade wenn man zeitweise mehr für die Kinder da sein oder vorübergehend Teilzeit arbeiten will, braucht man einen Lohn, bei dem das möglich ist.

Sollten wir uns mehr ökonomische Überlegungen machen?

Ich halte das für hilfreich, ja. Geld und Lohnaussichten sollten kein Tabu sein. Menschen, die einem erzählen, Geld sei doch völlig irrelevant, die haben in der Regel genug davon. Gleichzeitig: Das Wunderbare an Kindern ist ja, dass sie enorm viel in einem mobilisieren. Eltern gehen ans Ende der Welt, um ihren Kindern ein starkes Fundament zu bieten. Eine finanziell schwierige Situation sollte niemanden davon abhalten, eine Familie zu gründen.

Welchen Stellenwert hat die Familie in unserer Gesellschaft?

Mir kommt das oft etwas zweigeteilt vor: Im Privaten und hinter den Kulissen hat Familie in der Schweiz einen hohen Stellenwert. Auch ehrenamtliche und freiwillige Arbeit geniessen ein grosses Ansehen. Aber in der Öffentlichkeit scheint eine Familiengründung dann plötzlich reine Privatsache und eine Art Geschmacksentscheid zu sein. Ich wünsche mir, dass Familie nicht als reines Privatvergnügen gesehen wird, sondern auch in der Öffentlichkeit mehr Raum und Wertschätzung bekommt. Dass es für die Schweiz ein wichtiges Anliegen wird, dass man in diesem Land Kinder gut grossziehen kann.

Wie liesse sich das umsetzen?

Indem bei sämtlichen Überlegungen mit bedacht wird, dass Kinder Platz brauchen und haben dürfen. Das betrifft das Angebot an familienfreundlichen Wohnungen, Platz im öffentlichen Verkehr, in Restaurants und Museen, die kinderfreundliche – und überhaupt menschenfreundliche – Gestaltung des öffentlichen Raumes. Ich höre oft Eltern, die aus dem Ausland zurückkommen und erzählen, dass sie zum ersten Mal das Gefühl hatten, sie störten mit ihren Kindern nicht.

Wieso ist die Schweiz wenig kinderfreundlich?

Schweizerinnen und Schweizer gewichten, sobald es ernsthaft und öffentlich wird, die individuelle Erwerbsarbeit sehr hoch. Wir haben eine Normvorstellung des einzelnen, erwerbstätigen Menschen – alles andere gilt seltsamerweise als Privatsache. Das merkt man auch im

Umgang mit alten Menschen und Menschen mit Behinderung. Würde man beim Bauen ganz selbstverständlich an Kinder, alte und behinderte Menschen denken, an die ganze Vielfalt der Menschen, würde die Stadt anders aussehen. Ich finde das eigentlich eine Selbstverständlichkeit: Die Infrastruktur sollte möglichst vielen Menschen ermöglichen, sich frei zu bewegen, möglichst viele Menschen ermächtigen – alles andere ergibt eigentlich keinen Sinn.

Je nachdem, wen man fragt, ist der Schweizer Staat geizig oder verschwenderisch mit seinen Sozialausgaben für Kinder und Familien. Was denken Sie?

Die Schweiz gibt 1,5 % des BIP für Kinder und Familien aus. Das ist international vergleichsweise bescheiden.

Sie schreiben über sich: «Das Wichtigste ist mir mein Kind und meine Familie». Sehen Sie Familien anders, seit Sie selbst ein Kind haben?

Ich komme aus einer grossen Familie und ich habe immer schon Kinder betreut. Familie ist und war für mich immer ein hoher Wert. Die Wucht des Mutterwerdens habe ich jedoch wie viele andere auch unterschätzt. Die Belastung, die Veränderung in der Familie, die Krisen, aber auch die Grösse der Hingabe und der Liebe konnte ich nicht voraussehen.

In welchem Zusammenhang sehen Sie Familie und Glück?

Es ist die Qualität unserer zwischenmenschlichen Beziehungen, die über unser Glück oder Unglück entscheidet – das zeigt die Forschung immer wieder. Die materiellen Bedürfnisse sind wichtig, weil sie sich auf unsere Beziehungen auswirken. Aber wichtig sind die Beziehungen. Ich glaube, das gilt heute mehr denn je: In einer fragmentierten Welt, wie wir sie heute haben, ist es ein Glück mit der Familie einen Ort zu haben, wo man hingehört. Gleichzeitig kann dieser Ort zu einem grossen Unglück werden, wenn er nicht mehr nährend ist. Manchmal sogar gefährlich. Familie ist auch ein Ort, wo sehr viel Gewalt passiert.

Wie schätzen Sie die religiöse Prägung des Familienbildes ein?

Kirche und Religion können einen wichtigen Beitrag leisten. Es ist wertvoll, wenn sie daran erinnern, dass der Mensch mehr ist als ein Einzelner und dass Familie und Gemeinschaft wichtig sind. Dieses Wertvolle wird aber versteinert und herzlos, wenn man Familie an einer ganz bestimmten Form mit unverhandelbaren Rollen festmacht.

Was halten Sie von der Idee einer care-zentrierten Wirtschaft?

Ich würde eher von einer care-freundlichen Wirtschaft sprechen. Grundsätzlich ist die Aufgabe der Wirtschaft eine andere: Unternehmen lösen Probleme und machen Angebote, und sie sichern dadurch auch unseren Wohlstand. Aber Wirtschaft findet nicht im luftleeren Raum statt. Es ist das älteste ökonomische Dilemma der Menschheit, dass wir immer gleichzeitig unsere Kinder, Alten und Kranken versorgen und unser Überleben sichern



Olivia Kühni mit ihrem Sohn auf dem Spielplatz – auch das ist Familienarbeit.

**Wer Familienarbeit
leistet, tut dies
immer auch für die
Gesellschaft.**

1 Million Franken kostet ein Kind durchschnittlich:

direkte Kosten, Kinderbetreuung, Erwerbsausfall, Wert unbezahlter Familienarbeit

Quelle: Bundesamt für Statistik

1,5% des BIP (CH)
3,5% des BIP (DE)

betragen die Sozialleistungsausgaben für Familien

Quelle: Eurostat/BFS
Datenstand: 6.12.2023

12200 Kinder

unter 17 Jahren in Zürich beziehen Sozialhilfe

Quelle: BFS/Sozialbericht Kanton Zürich
Datenstand: 2022/2023

25% der Alleinerziehenden

sind von Armut betroffen

Quelle: Caritas Zürich
Datenstand: 2022/2023

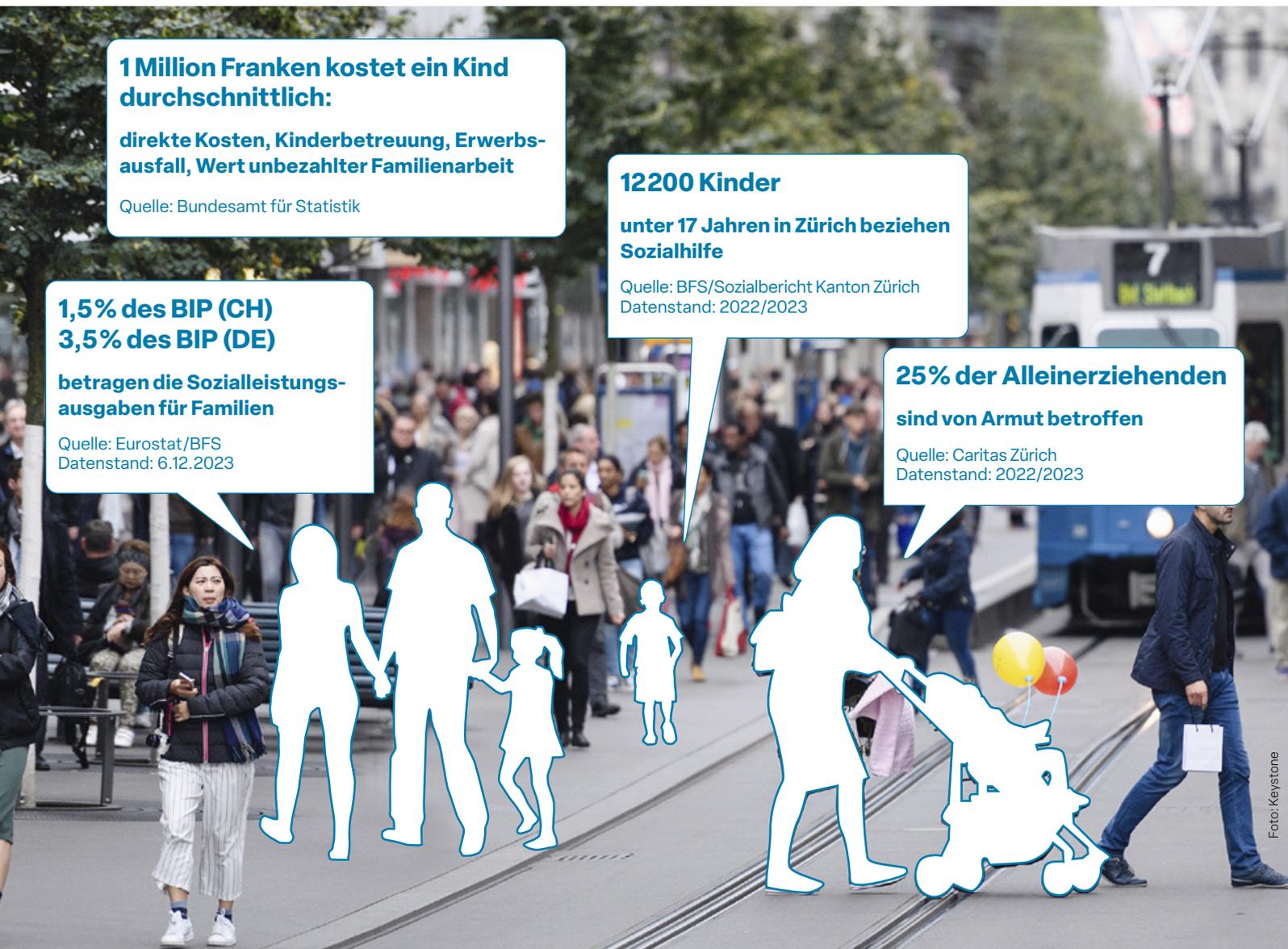


Foto: Keystone

Eine offizielle Armutsstatistik gibt es im Kanton Zürich nicht. Es liegen keine genauen Angaben vor, wer von Armut betroffen ist. Caritas Zürich trägt Zahlen aus unterschiedlichen Quellen zusammen, um das Thema Armut konkreter und fassbarer zu machen.

müssen. Das muss uns immer bewusst sein: Menschen leisten Familien- und Beziehungsarbeit, sie sind nicht einfach nur Einzelfiguren, und diese Arbeit muss Platz haben.

Was kann die Kirche da beisteuern?

Ich sehe da eine wichtige Aufgabe für die Kirche, eben weil sie als Institution immer daran erinnert hat, dass Menschen in Gemeinschaften leben. Ich fände es als Kirche spannend, zu überlegen, wie dies in die heutige Zeit übertragen werden kann. Ein paar spontane Beispiele: Ich habe vorhin den öffentlichen Verkehr erwähnt, wo Kinder ständig zu wenig Platz haben. Warum nicht mal ein Kirchentram finanzieren, das ein Spielwagen ist? Oder eine Studie zu einer familienfreundlichen Quartierplanung? Einen Secondhandladen für Kinderkleider? Manches davon gibt es, und das sind oft tolle Angebote.

Caritas-Woche 2025

Familien an der Armutsgrenze

In der Schweiz haben Haushalte mit Kindern wesentlich häufiger mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen als vergleichbare Haushalte ohne Kinder. Familien leiden verstärkt unter den steigenden Kosten, sei es für Miete, Krankenkassenprämien oder Lebensmittel. Ein Leben in Armut hat gravierende Folgen, insbesondere für die betroffenen Kinder. Aus diesem Grund setzt sich Caritas für die Unterstützung von Familien ein.

www.caritas-regio.ch/stories/kein-paradies-fuer-familien

Fragebogen

Norbert Bischofberger, 60, Journalist

Wenn Sie nicht Theologie studiert hätten, was dann?

Ich wäre Bergführer oder Landschaftsarchitekt geworden.

Haben Sie Ihre Studienwahl auch schon bereut?

Nein. Aber es nervt mich manchmal, dass ich auf die Theologie festgenagelt werde. Ich kann auch noch andere Dinge. Deshalb war ich in der «Sternstunde Philosophie» mit ihrem breiten Spektrum gut aufgehoben.

Wann ist im ganz alltäglichen Leben ein Theologiestudium nützlich?

Eigentlich nur beim Lösen von Kreuzwortsrätseln – bei den Bibelfragen.

Was bringt Sie zum Lachen?

Ich habe selten so gelacht wie bei der Fernsehserie «Tschugger» aus dem Wallis.

Was bringt Sie zum Fluchen?

Wenn ich aus Versehen Bücher kaufe, die bereits in meinen Büchergestellen stehen.

Welches war Ihre letzte persönliche Sternstunde?

Ich bin mit meiner Frau mit dem Fahrrad der Glatt und dem Rhein entlang durch fantastische Landschaften von Oerlikon nach Schaffhausen gefahren. Da habe ich das Glück vor der Haustüre erlebt, von dem ich oft spreche.



Zu welchem Wort würden Sie gerne ein «Wort zum Sonntag» machen?

Reinkarnation. Weil sie dazu auffordert, das Leben jetzt in die Hand zu nehmen und es weder auf ein Leben im Jenseits noch auf ein nächstes Leben auf Erden zu verschieben.

Welches war Ihr peinlichster Moment als Moderator?

Ich sollte für meine Sendereihe «Spirituelle Wege der Schweiz» auf dem Grossen St. Bernhard

eine Zusammenfassung meiner Erlebnisse auf der «Via Francigena» machen – und das mitten in der Nacht in der Kälte. Es ist mir nichts mehr eingefallen. Ich brauchte etwa zwölf Anläufe, bis ich meine Moderation geschafft hatte.

Welcher «Spirituelle Weg» ist Ihr Favorit?

Der Abschnitt der «Via Francigena» im Waadtländer Jura, der der Orbe entlang läuft. Der Fluss hat dort wahre Kunstwerke in den Stein geschliffen.

Wo kommen Sie zur Ruhe?

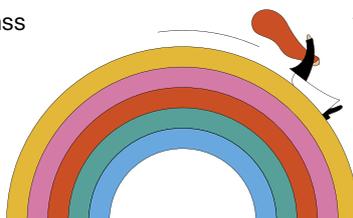
Im Wald. Ganz besonders beim Waldbaden.

Sie müssen wählen: Rom oder Taizé?

Rom. Mich faszinieren die Antike und ihre Spuren. Diese ganze Überdosis an Kunst ist immer wieder überwältigend. (bt)

Kleines Glück Blick von oben

187 Stufen führen vom Kirchenschiff des Grossmünsters hinauf auf den Karlsturm. Der Aufstieg lohnt sich: Oben ermöglichen sechs grosse Panoramafenster einen wunderschönen Ausblick über die Altstadt und den See. Das Grossmünster wurde zwischen 1100 und 1220 über den Gräbern der Stadtheiligen Felix und Regula erbaut. 1522–1525 nahm im Grossmünster die Reformation durch Huldrych Zwingli ihren Anfang. Gemäss der hochmittelalterlichen Legende soll Karl der Grosse hier ein Kloster gegründet haben, nachdem ein Hirsch ihm den Ort des Märtyrergabes der Stadtheiligen angezeigt hatte. Die Statue Karls des Grossen steht auf dem südlichen Turm,



dem Karlsturm. Der Turmeintritt berechtigt ebenfalls zur Besichtigung der Schriftensammlung im Grossmünster, mit der Ausstellung «Getruckt zü Zürich», Bibeln und weiteren Schriften. Ein Audioguide begleitet das Treppensteigen bis zu den Panoramafenstern. Das Grossmünster selber kann gratis besucht werden. Es wird aktuell einer umfassenden Aussen- und Innenrenovation unterzogen. (bt)

Turbesteigung Grossmünster Zürich,
www.grossmuenster.ch
Mo–Sa, 10.00–16.00 Uhr,
So, 12.30–16.30 Uhr.
Eintritt: Fr. 5.–/2.– (ermässigt)

«Er inspiriert Menschen, sich selbst anzunehmen.»

Der Benediktiner Anselm Grün feiert seinen 80. Geburtstag.
Eine Würdigung.

Die Zustimmung zur katholischen Kirche schwindet, die Autorität der Amtsträger bröckelt. Wie erklärt sich da die ungebrochene Popularität dieses freundlichen Benediktinerpaters, dessen Bücher millionenfach verkauft und in über 30 Sprachen übersetzt wurden?

Grün geht angstfrei mit kirchlichen «Autoritäten» um, etwa wenn es um die Stellung von Frauen oder den Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen geht. In seinen Büchern ist er kein christlicher Besserwisser, der Antworten auf Fragen gibt, die keiner mehr stellt. Und er erzählt auch von seiner eigenen, nie abgeschlossenen Gottsuche. Man kann Grün einen «Übersetzer» nennen: Brückenbauer zwischen Bibel, Psychologie und Theologie, zwischen monastischer Spiritualität und den Sehnsüchten, die er bei heutigen Menschen wahrnimmt.

Für viele verkörpert er mit Bart und Habit den Archetyp des Mönchs, der ein Leben der Gottsuche führt, in Stille, Mass, Verzicht – auch auf Macht. Und dennoch spricht er davon, dass wir zum Glück geboren sind, dass nicht nur Verzicht, sondern auch Geniessen zum guten Leben gehören, dass Leiden ganz sicher nicht das Ziel christlichen Lebens ist. Eine weitere Sehnsucht spricht Grün an: Jene nach einem lebenserfahrenen, gelassenen Weisen, der in unübersichtlicher Zeit Zuversicht vermittelt. Wir sollten einen Blick haben für das Gute und Schöne, ist immer wieder seine Botschaft. Und im Blick auf das Böse unser Vertrauen bewahren, dass es nicht die letzte Macht hat.

Als Cellerar hat Grün über Jahrzehnte hinweg erfolgreich die wirtschaftliche Verantwortung für sein grosses Kloster gehabt. Er kann gut mit Geld umgehen, obwohl (oder weil) er auf persönlichen Besitz und Konsum verzichtet. Er ist

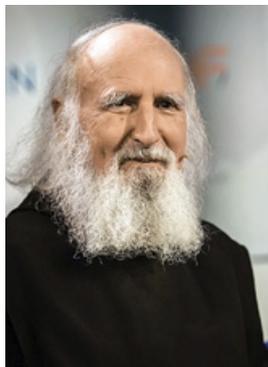


Foto: Harald Krichel/Wikipedia

Anselm Grün, geboren 1945, ist Mönch der Benediktinerabtei Münsterschwarzach. Seine Bücher zu Spiritualität und Lebenskunst sind weltweite Bestseller – in über 30 Sprachen.

www.einfachlebenbrief.de

spirituell, hat aber auch Sinn für die Realitäten des Lebens.

Seine Bücher sind deshalb alles andere als Ratgeberliteratur, schon gar keine Moral-katechismen. Sie beschäftigen sich mit drängenden Themen wie Arbeitsstress, Einsamkeit, Abschied, Trauer, Lebensumbrüchen. Wenn eine Lösung weit entfernt scheint, dann versucht Grün, auf hilfreiche Perspektiven aufmerksam zu machen, den Blick zu weiten. Seine Texte nehmen den Einzelnen ernst, nehmen ihn aber auch in die Verantwortung. Er inspiriert Menschen dazu, sich selbst wahrzunehmen, sich anzunehmen, auch in ihren Verletzungen – und so zum Segen zu werden – auch für andere.

Offenheit für Vielfalt auch in anderen Religionen und darin für das gemeinsame «Herz der Spiritualität» gehört ebenfalls zu seinen zentralen Anliegen. Mit Muslimen und Buddhisten hat er Bücher geschrieben. Und bleibt dabei gleichzeitig in der eigenen Tradition verwurzelt.

Benedikt von Nursia hat im weiten Herz das Ziel jeder Spiritualität gesehen. Darin folgt ihm sein Mitbruder Grün unbeirrt. Freiheit, Milde, Weite sind auch seine religiösen Werte. Auf seinem Grabstein wünscht er sich die Inschrift: «Er hatte ein weites Herz.» Das ist es! Und möge es lange bleiben. Am 14. Januar wurde Anselm Grün 80 Jahre alt. Und hat passend dazu ein Buch geschrieben: «Alles in allem – was letztlich zählt im Leben».

Rudolf Walter

Langjähriger Cheflektor des Herder-Verlags, Herausgeber der Monatszeitschrift «einfach leben» von Anselm Grün, hat mit ihm zusammen den Gesprächsband «Alles in allem – was letztlich zählt im Leben» publiziert

Unter Bäumen Die Esche

Von Regula Amer
(Illustration und Text)

Fraxinus excelsior

Höhe: bis zu 40 Meter

Lebensdauer: 250–300 Jahre

Die Gewöhnliche Esche ist ein sommergrüner Laubbaum. In den Wintermonaten ist er gut an den samtschwarzen Knospen zu erkennen. Die Blüten erscheinen vor den Blättern zwischen März und Mai. Die Fiederblätter können sich in Richtung des Sonnenlichts ausrichten. Die Samen hängen wie Schlüsselbunde bis in den Winter im Baum.

In der nordischen Mythologie wird die Esche als Weltenbaum Yggdrasil gesehen. Die Esche wurzelt demnach tief in der Unterwelt und streckt sich mit ihrer Krone bis in den Himmel. Sie verbindet so die Unterwelt, die Erde und den Himmel.



Gimpel

Ein Baum für viele

Die Samen werden von Gimpel und Siebenschläfer gefressen. Die Blätter sind Nahrung für Insekten.

Eschen mit Höhlen im Stamm bieten Nistplätze für Spechte, Eulen und manche Fledermäuse.

Durch ihr lichtiges Laub spendet die Esche nicht ganz so viel Schatten im Sommer, durch Verdunstung wird aber die Temperatur in der Stadt gesenkt.

Aus innerer Freiheit heraus emanzipiert

Während nördlich der Alpen die Reformation
die Kirche spaltet, reformiert
Angela Merici in Norditalien das Leben von Frauen.

Von Markus Zimmer (Text) und Agata Marszałek (Illustration)

Angela Merici lebt in einer Zeit voller Widersprüche: Die Renaissance erfindet Kunst und Musik neu, viele Werke dieser Epoche bedeuten eine Zeitenwende. Mit dem Humanismus kommt eine Weltanschauung auf, die die Gestaltungskraft des Menschen und seine Verantwortung für die Welt betont. Nur die Kirche findet trotz mehrerer Konzilien nicht aus ihrer fast zwei Jahrhunderte andauernden institutionellen und moralischen Krise heraus. Sie hat viel Glaubwürdigkeit eingebüsst und ist so mit sich selbst beschäftigt, dass sie den vielen Menschen in bitterer Armut oder seelischer Not kaum Halt und Hilfe bietet.

Der jungen Angela ist Not fremd. Wenn ihr Vater Legenden der Heiligen vorliest, hört sie von mutigen Märtyrinnen und frommen Bischöfen. Auch Nikolaus von Flüe hat es ihr angetan. In ihrer Heimatstadt am Südufer des Gardasees wird erzählt, er lebe als Eremit und halte strenges Fasten. Beinahe übertrieben versucht sie mit Fasten und Kasteiung, es ihren Vorbildern gleichzutun.

Nach dem frühen Tod der Eltern und ihrer Schwester nimmt sie ihr Onkel auf. Dort, in Salò, tritt sie den Franziskaner-Tertiarrinnen bei: Deren Lebensweise bringt ihr die Freiheit, ein selbstbestimmtes, religiös ausgerichtetes Leben zu führen. Sie kann regelmässig die Kommunion empfangen. Als Tertiarrin muss sie keine Nonne werden und in ein Kloster eintreten, und sie muss auch nicht heiraten. Zurückgekehrt in ihr Elternhaus lebt sie 20 Jahre lang bescheiden, fromm und zurückgezogen. Daraufhin geht sie nach Brescia, um eine verwitwete Tertiarrin zu unterstützen. Etwas später wird sie bei einem jungen Kaufmann in bezahlter Arbeit den Haushalt führen und Mitglieder einer Bruderschaft, karitative «Aktivisten», kennenlernen. Auch wenn Angela dem Armutsideal folgt: Bedürftig ist sie nie. Ihr geht es um «die wahre Armut im Geiste. In ihr befreit der Mensch sein Herz von jeder Anhänglichkeit und Hoffnung auf erschaffene Dinge und auf sich selbst. In Gott hat er alle Güter. Ohne Gott weiss er sich ganz arm», wie sie später in ihrer Ordensregel festhalten wird. Obwohl sie ausser frommer Lektüre keine theologische Ausbildung besitzt, schätzen sie in Brescia immer mehr Menschen als mitfühlende Seelsorgerin und kluge, gebildete Ratgeberin.





«Sie sollen unterwegs die Augen niederschlagen und ehrbar den Schleier tragen»

Angela Merici
(1470/1475–1540)

Im Heiligen Jahr 1525 pilgert sie nach Rom. Ein Kämmerer, den sie von ihrer Pilgerfahrt nach Jerusalem ein Jahr zuvor kannte, verschafft ihr eine Audienz bei Clemens VII. Der Papst lädt sie ein, als Sozialarbeiterin zu bleiben. Sie lehnt ab: Ihre Berufung sieht sie in Brescia. Bereits als junge Frau glaubte sie sich als von Gott erwählt, dort eine Frauengemeinschaft zu gründen.

Sur Anzola, wie sie daheim gerufen wird, erhält nicht nur Anerkennung, sondern auch vielfältige Unterstützung. Dank dieser kann sie 1533 ein eigenes Oratorium einrichten. Dort trifft sie sich mit anderen Frauen regelmässig zum Gebet und leitet sie an, eigenständig ein religiöses Leben im Alltag zu führen. Am 25. November 1535 schreiben sich 28 Mitglieder aus unterschiedlichen Schichten offiziell in die neue «Compagnia» der heiligen Ursula ein. Ursula und ihre 11 000 Gefährtinnen sind ihnen ein Vorbild, galten sie doch als mutige, kämpferische Frauen, die im 4. Jahrhundert selbständig und unabhängig ihren Glauben bekannten und verteidigten, so wie es auch in diesen unsicheren Zeiten notwendig ist.

Eine Ordensregel gibt ihrer Gruppe einen rechtlichen Rahmen. Angela hat sie ihrem Sekretär diktiert, da sie zwar lesen und sogar Latein verstehen, aber nicht schreiben kann. Weil die Frauen nicht zusammen wohnen, unterscheidet sich ihre Regel von allen bisherigen. Angela erklärt darin, wie sich die Frauen verhalten sollten und welchen geistlichen Sinn die Versprechen Jungfräulichkeit, Armut und Gehorsam erfüllen. Und sie warnt: Überall sehen die «Schwestern» Verlockungen und Gefahren, weil sie mitten im Trubel der Stadt leben. Zum Schutz davor sind deshalb strenge Verhaltensweisen notwendig.

Für Angela bedeutet diese Strenge, mit der Christusnachfolge ernst zu machen. Wenn sie etwa vorschreibt, den Blick in der Öffentlichkeit gesenkt zu halten, meint sie: Lass dich nicht ablenken und mach dich nicht abhängig von Einflüssen der «armseligen Welt», bleib bei dir selbst, richte den Blick nach innen. «Nur dort», so schreibt sie, «erleuchtet Gott die Dunkelheit des Herzens». Die so erreichte Selbsterkenntnis ist die Grundlage für ein starkes Selbstbewusstsein als Christin. Angela schreibt nur religiöse Übungen vor, die helfen, im Inneren die Stimme des Heiligen Geistes zu hören. Andere Aktivitäten stellt sie den Schwestern frei.

Fünf Jahre später: Sur Anzola ist tot. Womöglich hat sie von den Frauen zu viel erwartet, keine hat ihre geistige Reife. Der noch jungen Gemeinschaft fehlt die «Mutter». Testamentarisch hatte sie noch verfügt, dass die Regel nach Bedarf und intensivem Gebet angepasst werden könne. Doch darüber entstehen Konflikte, und am Ende stehen mehrere Ursulagesellschaften nebeneinander. Einzig die Mädchenbildung als neues Ordensziel eint sie und verbindet sie mit dem Leben ihrer Gründerin: Katechese und Bildung bilden die Grundpfeiler eines emanzipierten und vom Glauben bestimmten Lebens.

Literatur zu Angela Merici steht in der Jesuitenbibliothek Zürich bereit.

Leserbriefe

Möchten Sie Ihre Meinung mit uns teilen?

Dann schreiben Sie uns!

Einfach per E-Mail an redaktion@forum-magazin.ch oder
per Post an Forum Magazin, Zeltweg 48, 8032 Zürich

Neues Forum

Ausgabe 1/2025

Schön, das neue Forum in Händen zu halten! Gratulation zum neuen Format: Es kommt «frisch und neuzeitlich» daher und lädt wirklich zum Lesen ein!

Thomas Kälin, Winterthur

Das neue Format ist ansprechend, das Papier «angenehm händisch». Die Beiträge und Infos sind inhaltlich interessant, aber nicht alle «hinreissend» – und wohl auch nur partiell von regem Interesse. Grundsätzlich sind aus unserer Sicht 33 Seiten zu viel und auch redaktionell aufwändig zu gestalten. Zwei Seiten pro Pfarrei erlauben mehr Nähe zu den Kirchgemeinden und umfassendere Informationen.

Anita und Beat Oberlin, Bülach

Ich habe mir die Zeit genommen, Ihr neues Magazin zu studieren. Kompliment. Sie haben hier ein schönes Magazin und einen absolut passenden Online-Auftritt geschaffen. Es freut mich als Gestalter und Blattmacher der dritten Landeskirche, dass sie am Printmedium festhalten und trotzdem den Weg ins Web wagen, insbesondere die Agenda online zur Verfügung stellen.

Ruedi Rey,

Redaktion Christkatholisch, Luzern

Als ich das Heft aus dem Briefkasten gezogen habe, war mein erster Gedanke: Wow, was für ein starkes Porträtfoto! So mutig zugeschnitten. Für eine Sekunde habe ich mich gefragt: Was ist das für eine Publikation? Dann war rasch klar: Das also ist das neue Forum! Ich freue mich sehr, was Sie mit den Gestaltern und

Magazindesignerinnen entwickelt haben. Ich wünsche Ihnen weiterhin Erfolg mit dem Heft, natürlich auch mit der Online-Ausgabe. Ich wünsche mir weiterhin kritische – zuweilen auch aneckende – und anspruchsvolle Beiträge. Ein Heft, das gefällt, aber nicht gefällig ist.

Bernhard Merkel, Kriens LU

Das lange angekündigte neue Forum ist angekommen und gefällt in der äusseren Aufmachung. Der Textteil behandelt wie üblich die Rolle der Kirche als Teil der Gesellschaft. Von der Gründung Christi, die zum ewigen Heil führen soll, ist da wenig oder nichts zu spüren.

Josef Köchle, Zürich

Da ich das «Pfarrblatt der katholischen Kirche im Kanton Zürich» von Anfang an begleiten konnte – mit Georges Rimann, dem ersten Redaktor, arbeitete ich zusammen in der Pfarrei Heilig Geist in Zürich-Höngg – war ich natürlich gespannt auf den Wechsel vom forum zum Forum. Und tatsächlich ist der Auftritt eindrücklich: Schon die Titelseite gibt das neue, mehr weltbezogene Programm vor. Selbstbewusst und kontaktfreudig blickt die intelligente Frau die interessierten Leserinnen und Leser an. «Klar sehen und differenziert denken», das gilt doch auch für die Beiträge des Magazins, sei es nun in weltlichen oder kirchlichen Dingen. Hoffentlich haben die jungen Generationen am Forum ebenso Freude wie ich als 87-Jähriger. Ein grosses Kompliment jedenfalls an das ganze Redaktions- und Gestaltungs-Team.

Xaver Stalder, Stäfa

Ein Konflikt wird religionisiert

Ausgabe 1/2025

Danke für dieses lehrreiche Interview mit der Professorin aus Israel. Einmal ein etwas anderer Bericht als in den Tagesmedien, wo oft Fronten verhärtet dargestellt werden.

Einen Satz fand ich sehr bemerkenswert im Zusammenhang mit dem nationalen Charakter: «... die Verwirrung hängt damit zusammen, dass es schwer zu verstehen ist, was genau die Juden sind.» – Ein Freund von mir ist Libanese, Muslim, er lebt in Europa. Er hat mir erzählt, dass seine Mutter aus Israel ist, jüdisch; der Vater, Muslim, war in Israel, sie haben geheiratet und zogen in den Libanon. Mein Freund sagte, dass er «eigentlich» jüdisch wäre. – Es ist bemerkenswert, dass immer wieder «einfache» Menschen über definierte Identitäten hinweg ihre eigenen Identitäten finden und leben, weg von den «offiziellen» vordefinierten Strukturen und Einteilungen in diese oder jene Gruppen. Im Westen tendieren wir dazu, einzuteilen und «Labels» zu setzen.

Christoph Stalder, Zürich

Der gegenwärtige Krieg in Israel und Palästina ist ein politisch begründeter Krieg. Er hat quasi nichts zu tun mit Christentum und Islam. Er tangiert auch nicht das Judentum und deren Religion. Dieser Krieg ist die Folge eines grandiosen, Jahrzehnte andauernden, politischen Versagens vieler. Er ist die Folge keineswegs nur von israelischem Versagen, sondern auch von anderen Mitwirkenden, von Parteien, Völkergemeinschaften, Ländern, Nationen, Regierungen.

Esther Wolf, Uetikon am See



Bild des Monats von Christoph Wider | Wie neu – Wer müsste da noch etwas Ungebrauchtes haben? Im Second-Hand-Laden stöbern macht Spass, wie hier im «Caritas Secondhand Laden» an der Zürcher Birmensdorferstrasse.

STh
Studiengang Theologie

Kommen Sie als **Gasthörer:in** und beginnen Sie eine faszinierende Bildungsreise ...

Recht, Strukturen, Freiräume
Vorlesungsreihe Kirchenrecht { Montags, 3. März – 10. Juni 2025
Dozent: Urs Brosi

Menschliches Leben als Herausforderung
Vorlesungsreihe Theologische Ethik 2 { Donnerstags, 6. März – 12. Juni 2025
Dozent: Dr. Thomas Wallimann

je 15 Vorlesungen, 19.00-20.45 Uhr, online mit 4 Präsenzeinheiten in Zürich

tbi Theologisch-pastorales Bildungsinstitut der deutschschweizerischen Bistümer

Informieren Sie sich unverbindlich:
info@tbi-zh.ch | 044 525 05 40
tbi-zh.ch

Kloster Kappel

Klostertag Ethik – Was sollen wir tun?

Der Tag fördert die Reflexion über ethische Konzepte für ein gerechtes und neues Miteinander.

mit Anja Buckenberger, Theologin und Literaturwissenschaftlerin

So. 23. – Mo. 24. Februar 2024

www.klosterkappel.ch
info@klosterkappel.ch | Tel. 044 764 88 30



Mehr Freude im Leben: für Lebensqualität spenden



STIFTUNG BRUNEGG
HOMBRECHTIKON
WOHNHEIM
GÄRTNEREI
BLUMENLADEN

B

Stiftung BRUNEGG
Brunegg 3 | 8634 Hombrechtikon
www.stiftung-brunegg.ch
Post-Spendenkonto: 87-2430-9
IBAN CH18 0070 0113 9004 4943 9

Sorgentelefon für Kinder

Gratis

0800 55 42 10

weiss Rat und hilft

sorgenhilfe@sorgentelefon.ch
SMS-Beratung 079 257 60 89
www.sorgentelefon.ch
PC 34-4900-5



Jetzt SPICK verschenken!



www.spick.ch

Nicht alles wegwerfen!

Aus alt wird neu

Ihre alten Polstermöbel überziehen und polstern unsere Fachleute neu nach Ihren Wünschen. Es lohnt sich (fast) immer. Bei uns finden Sie eine grosse Auswahl an Stoffen und Ledern. Bei Bedarf ist auch eine Heimberatung möglich. Rufen Sie uns an – oder besuchen Sie uns in unserer Polsterwerkstatt. Wir freuen uns auf Ihre Kontaktaufnahme.

Tel. 055 440 26 86
www.polsterei-mattle.ch
info@polsterei-mattle.ch

Polsterei Mattle AG
 Polsterwerkstätte – Industriepolsterei
 8862 Schübelbach



**Besorgt?
Verzweifelt?**

Ein Gespräch hilft weiter!

**Tel 143
www.143.ch**



**GYMNASIUM & INTERNAT
KLOSTER DISENTIS**

Informationsabend

Erfahren Sie am Informationsabend in Zürich mehr über die gymnasiale Ausbildung im Gymnasium & Internat Kloster Disentis – die attraktive Alternative zum klassischen Gymnasium.



**Mittwoch, 5. Februar 2025
18.00–19.30 Uhr**

memox.world | Europaallee
 Reitergasse 9
 8004 Zürich



Informationen & Anmeldung

+41 81 929 68 68 | info@gkd.ch | gymnasium-disentis.ch

Steuern Liegenschaften Erbschaften

**DR. ITEN, DUDLI
PARTNER** Steuerberatung und Treuhand AG




044 308 25 50 | 8052 Zürich | www.idp-treuhand.ch

Nächste Inserateschlüsse:

- 10. Februar (Nr. 3)
- 10. März (Nr. 4)
- 2. April (Nr. 5)

u.notz@kueba.ch

Wir erstellen

Steuererklärungen
ab Fr. 69.–

Auf der Maur – Treuhand
 Tel 044 946 36 37
 Hausservice möglich



BB Wertmetall®
Gut zu haben.



S-Deposito⁺

Ihr Vermögen verdient mehr:
Silbergranulat statt magerer Bankzinsen

- ✓ **Investition in 100 % physisches Silber**
Sichern Sie sich wahre Werte mit reinem, physischem Silber
- ✓ **Attraktive Kaufkonditionen**
Sparen Sie beim Kauf des Silbergranulats die Mehrwertsteuer
- ✓ **Versicherte Verwahrung im Schweizer Zollfreilager**
Profitieren Sie von höchsten Sicherheitsstandards für Ihr Silber
- ✓ **Hohe Liquidität durch tägliche Ein- und Auszahlungen**
Durch die werktägliche Transferoption bleiben Sie zu jeder Zeit flexibel
- ✓ **Individuelle Einzahlungsoptionen**
Bestimmen Sie selbst, wann und wie viel Sie einzahlen
- ✓ **Physische Auslieferung in Silbermedaillen**
Auf Wunsch liefern wir Ihre Investition als Silbermedaillen zu Ihnen nach Hause

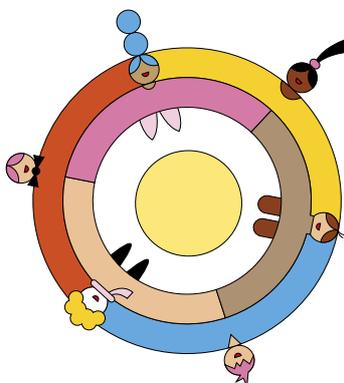
 silber-deposito.ch  062 892 48 48  contact@bb-wertmetall.ch

Glauben heute

Armut ist kein Weg zum Glück

Die Armut sei gross gewesen, die Menschen aber glücklich, so hörte ich es öfters von Bekannten, wenn sie von Auslandsreisen zurückgekehrt waren. Teilweise kam mir diese Aussage als Selbstberuhigung vor, um so Irritationen über offenkundige Ungleichheiten emotional wegzustecken. In anderen Fällen hörte ich eher eine selbstkritische Anfrage an hiesige Lebenszustände heraus: Was läuft falsch, wenn Wohlstand nicht zufrieden macht? Wenn ich die Aussage meiner Bekannten weiterdenke: Müsste Armut sogar der Weg zum Glück sein? Sagt nicht auch die Bergpredigt, die Armen seien selig?

Armut ist für mich kirchlich ein heikles Thema. Zu oft wurde Armut gepredigt, aber selber ganz anders gelebt. Zu oft wurden Menschen unsensibel als «arm» eingestuft und klein gehalten – oder mussten herhalten, damit sich andere durch Wohltaten ihnen gegenüber gut fühlen konnten. Und zu oft diente die Formel «Armut im Geist» als Vorwand, um reale Not und strukturelle Missstände, die Ungleichheiten zementieren, nicht ernst genug zu nehmen. Als christliche Theologin sind mir die bib-



lischen Texte als Spiegel aufs Menschsein wichtig: Lässt sich von ihnen her eine Haltung entwickeln, die weder Armut noch Reichtum verklärt?

Durch die gesamte Bibel zieht sich die Idee, dass rechtschaffenen Menschen ein segensvolles Leben vergönnt ist. Segen beinhaltet Freude, Entfaltungsmöglichkeit und die materielle Grundlage dazu.

Weder Armut noch Reichtum sind an sich anzustrebende Ziele, sondern Folgen: Armut resultiert aus Missständen, die zu beheben wären, Reichtum wäre, wie angedeutet, idealerweise die Folge eines guten Lebenswandels. Auf dieser Basis rückt eine neue Frage ins Zentrum: An welchen Punkten fördern oder hemmen wir die eine oder andere Folge?

Mein Fazit: Armut ist nicht der Weg zum Glück. Auch die Bergpredigt preist sie nicht als Rezept an. Ihre Worte sind eine Zusage, dass Gott existierende Not wahrnimmt.

Veronika Bachmann
Leiterin Fachbereich Theologie und Religion an der Paulus Akademie

Anno Domini

1618–1648: Dreissigjähriger Krieg

Den Prager Fenstersturz vom 23. Mai 1618 hat es tatsächlich gegeben: Drei Vertreter des Kaisers wurden von der Prager Burg in den Burggraben geworfen – 14 Meter tief. Das war faktisch die Kriegserklärung der böhmischen Protestanten an die katholischen Habsburger, von denen sie beherrscht wurden. Der Vorwurf: Der Kaiser missachte das Recht auf Religionsfreiheit.

Damit begann der Dreissigjährige Krieg. Er war einerseits ein Kirchenkonflikt: Die Katholische Liga gegen die Protestantische Union. Vor allem aber tobte ein Kampf um Vorherrschaft: Habsburg gegen Frankreich. Erst 1648 brachte der Westfälische Frieden ein dauerhaftes



Foto: Wikipedia

Ende der Kämpfe. Das Elend des jahrzehntelangen Kriegstreibens war allerdings nachhaltig angerichtet: Hungersnötige und Seuchen hatten ganze Landstriche entvölkert. Die vom Krieg betroffenen Gebiete litten noch hundert Jahre später unter den Folgen der wirtschaftlichen und sozialen Zerstörung. Die drei von der Prager Burg Gestürzten überlebten übrigens allesamt. Worauf sowohl die Katholiken wie die Protestanten mit

je eigenen Legenden reagierten: Die einen sahen darin das direkte Eingreifen der Muttergottes. Die anderen behaupteten, ein Misthaufen habe den Mistkerlen das Leben gerettet. (bit)

Die Netzwerkerin

Wie es Helena Jeppesen-Spuhler gelang, Papst und Synode mit der Frauenfrage zu konfrontieren

Von Veronika Jehle (Text) und Christoph Wider (Foto)

93 Frauen aus sieben Weltregionen waren es, die dem Papst in 45 Minuten ihre Situation darlegten. Und der Papst hörte zu. Erstmals in der Geschichte. Vor Papst Franziskus durfte der Zugang von Frauen zu Weiheämtern ja nicht einmal diskutiert werden, geschweige denn wären Frauen an Synoden dabei gewesen. Für Helena Jeppesen-Spuhler ist das «ein Momentum». Die Religionspädagogin, die beim Hilfswerk Fastenaktion arbeitet, gehört zu den ersten Frauen mit Stimmrecht an den jüngsten Weltsynoden im Vatikan. An der letzten ist ihr der Coup gelungen: Sie hatte die Idee, die Frauen und den Papst direkt miteinander ins Gespräch zu bringen.

Doch zunächst der Schock: Víctor Fernández, Präfekt für die Glaubenslehre, erteilte dem Frauendiakonat wieder eine Absage. «Wir wären fast explodiert», erinnert sich Jeppesen-Spuhler. Sie, die Bischöfe, die mit ihr an einem Tisch sassen, alle rund herum. «Ich ergriff im nächsten Plenum sofort das Wort.» Um dann zu handeln: Die Kolleginnen vernetzen – man kannte sich ja bereits – und für die Idee gewinnen, den Austausch inhaltlich vorzubereiten. Den Audienz-Termin mit dem Papst hatte frau bereits vor der Synode beantragt, auf «normalem» Weg: «Bewusst wollten wir keine Fürsprache eines Kardinals. Wir wollten für uns sprechen.»

Helena Jeppesen-Spuhler moderierte den Austausch, zunächst angespannt: «Der Papst hätte beginnen können, einen Vortrag über die Frauenrolle zu halten.» Sie hätte interveniert, wie zuvor abgesprochen. Die Angst war unbegründet. Papst Franziskus habe zugehört, Fragen gestellt (zwar keine direkt zur Gleichberechtigung), er habe auch eingestanden, dass es überall dort, «wo wir im Vatikan Frauen haben», besser gehe. Und obwohl klar war, dass der Austausch «keine Lobbyveranstaltung für die Frauenweihe werden würde, dass alle frei sein würden, sich zu äussern, wie sie wollten», sei deutlich geworden: «Die Geduld der Frauen ist am Ende».

Jeppesen-Spuhler weiss: «Wir sind eigentlich zu spät.» Zurück in der Schweiz spürt sie das deutlich, neben «so viel Resignation». Sie hat Verständnis – und Ideen, die sie in die neu gegründete Synodalitätskommission einbringen wird. «Ich wundere mich, wo die innerkirchliche Resonanz zur Synode bleibt. Davon wünsche ich mir mehr.»



Pfarrreiseeelsorgerin und Katechetin, Präses bei Jungwacht-Blauring, dann in verschiedenen Rollen bei Fastenaktion: Helena Jeppesen-Spuhler kennt die Kirche von innen.



Blickrichtung Süden: Pfannenstiel (Mitte) – Greifensee (davor) – Burgberg mit Schloss Uster (davor) – reformierte Kirche Uster (rechts daneben). Kirchturmhöhe: 32 Meter

360 Grad

Vom Kirchturm raus in die Welt: Ein Blick rund um die Pfarrei St. Andreas in Uster.

Von **Veronika Jehle (Text)** und **Manuela Matt (Foto)**

Den Kirchturm besteigen zu wollen, um sich die Umgebung anzuschauen, scheint Hauswart Nikola Perković zu irritieren. «Man sieht nur Häuser», sagt er, freut sich aber trotzdem, ist es doch eine einzige Kletterei hinauf in die Turmspitze: zehn Leitern, 75 Sprossen, als Zwischenböden nur Metallgitter, der Blick fällt bis ganz hinunter. Die vier Seitenwände des Turmes sind aufgebrochen durch einen durchgängigen Spalt, breit genug, dass sich ein Menschenkopf hindurchschieben kann. Umspielt vom Wind aus vier Richtungen sieht man von Sprosse zu Sprosse ein anderes Bild, die Stadt Uster nach und nach von oben und dann weit in die Ferne.

Uster, drittgrösste Stadt im Kanton Zürich, ist ein Ballungsraum geworden, ein Ort zum Wohnen. Als Pfarrer Martin Burkart hier vor einigen Monaten neu ankam, war es genau das, was ihm als erstes auffiel: «Wohnstadt am Wasser», so nenne sich Uster ja selbst. Er sei überrascht gewesen, wie sehr Uster eine Stadt sei, und wie doch einiges hier laufe –

von Zürich kommend habe er es sich hier ländlicher vorgestellt.

Ländlich ist allerdings die Kulisse: Südwestlich sehen die Turmkletterer bis zu den hohen Bergen der Innerschweiz, davor erhebt sich sanft der Pfannenstiel, und hier ist auch das Wasser: der Greifensee, sichtbar als schmaler Streifen. Dann legt sich der Burgberg zwischen See und Stadt und präsentiert das hiesige Wahrzeichen: das Schloss Uster. Trutzig-majestätisch erinnert der Wohnturm des Schlosses daran, dass man in Uster seit langem gern zu Hause ist. Martin Burkart möchte seine neue Wohnstadt spätestens im Frühling genauer erkunden. Hauswart Nikola Perković, seit 17 Jahren hier, scheint seinen Lieblingsort gefunden zu haben: kletternd im Kirchturm von St. Andreas.



QR-Code scannen – und einen Drohnen-Rundflug erleben.

3 Fragen an ...

Karina Alarcón Kreuzer
Seelsorgehilfe, Misión Católica de Lengua Española

1. Was macht die spanischsprachige Mission aus?

Sie ist ein Ort, an dem man in Hausschuhen herumlaufen kann: eine Familie. Ich spüre die Freude, das Engagement, die Freundschaft und Unterstützung – es wird viel gelacht! Natürlich ist nicht alles Harmonie und Spass, weil es schwierig ist, den Interessen aller Personen und Gruppen entgegenzukommen. Aber: Die Mission versucht, allen alles zu sein, sodass sich jede und jeder willkommen und umsorgt fühlt.

2. Warum engagieren Sie sich hier?

Wer viel empfängt, gibt auch viel. Für mich ist es nur recht, so viel Liebe und Gnade, so viel christliche Bildung, so viel Leben zurückzugeben. Das alles habe ich in der katholischen Kirche erhalten als Mädchen in meiner Heimat Ecuador, später in Rom und bis

heute. Jetzt in der Missionspastoral besonders für Familien mitzuwirken, ist für mich ein Privileg. Ich schaffe für Jesus!

3. Was sollte man über Ihre Mission unbedingt wissen?

Bei uns in der Mission sind Priester der Kongregation «Misioneros Claretianos» tätig. Ihr Motto ist «Verwurzelt in Christus, mutig in der Mission» und sie versuchen, alle Menschen mit dem Feuer der göttlichen Liebe zu entzünden. Ausserdem ist wissenswert, dass wir die Stiftung «Proclade» unterstützen, die in über 20 Ländern in Entwicklungsprojekte involviert ist.



QR-Code scannen – und mehr über die anderssprachigen Missionen erfahren.

Palliative-Care-Seelsorger Daniel Burger-Müller

«Ich habe es gern, wenn es in die Tiefe geht»

Heute Morgen war ich zu Besuch bei einer betagten Frau in Oerlikon. Am Ende ihres Lebens ist sie voller Dankbarkeit und kommt mir vor wie ein Lichtstrahl. Ich hoffe, dass ich auch mal so sein werde. Wir von der Palliativseelsorge besuchen schwer kranke Menschen aller Religionszugehörigkeiten. Wir sind Teamworker zusammen mit anderen Profis im Gesundheitswesen und leisten damit einen Service public für die Menschen im Kanton Zürich. Ich bin als Bauernsohn in Appenzell Innerrhoden in einer heilen Welt aufgewachsen. Die Landschaft, die Musik und Bräuche haben mich geprägt. Mein Vater hat an Heiligabend, Silvester und an Dreikönig mit Glut und Weihrauchkörnern in einer Kupferpfanne das Haus gesegnet. «Räuchlen» tue ich auch heute noch. Bei den Kapuzinern in der Schule habe ich gelernt, das Leben als Ganzes zu verstehen. Ich habe es gern,



Foto: Christoph Wider

wenn es in die Tiefe geht, darum habe ich Theologie studiert. Meine Frau ist auch Theologin. Wir sind seit 27 Jahren verheiratet und haben drei erwachsene Kinder. Unsere Beziehung ist für mich wertvoll, auch weil sie sich immer wieder verändert. Ich liebe die Arbeit im Gesundheitswesen, weil kranke Menschen eher bereit sind, über wichtige Dinge zu sprechen. Manche sehe ich einmal, andere begleite ich über Monate. Die einen mögen an einem Tag nur zehn Minuten sprechen. Diese kostbare

Zeit sparen sie auf für das Allerwichtigste. Das ist nicht immer das Gespräch mit dem Seelsorger. Von meinem Naturell aus habe ich eine Begabung, gut zuzuhören und das Gegenüber zu spüren. In den Gesprächen geht es oft um Autonomie, um Beziehungen, um Sinn und Identität, manchmal um Belastendes von früher. Manchmal um die Liebe, manchmal um den Tod, und oft um die Befindlichkeit.

Benötigen Sie Hilfe? Die dargebotene Hand ist für Sie da: Hotline 143 | www.143.ch

Tipps der Redaktion **Blick hinter die Armut**



Film **Verzweifelt mutig**



Die lebensfreudige und unkonventionelle Jule gerät durch die Umstände ihrer Armut in Schieflage: Sie mogelt, klaut und hält sich mit Halbwahrheiten über Wasser – um für ihre Kinder den Schein von Normalität zu wahren – während

ihre Mitmenschen wegsehen, sich abwenden, peinlich berührt sind. Jule findet sich nicht ab mit den Strukturen und Zwängen, die Armutbetroffene erleben. Ihre Geschichte ist darum auch erfüllt von Mut, Chuzpe und Unverfrorenheit. Ein Film übers Armsein in der reichen Schweiz, der nicht kaltlässt. Der Debüt-Spielfilm der Schweiz-Amerikanerin Jasmin Gordon feierte auf dem Zurich Film Festival Europapremiere und wurde mit dem Filmpreis der Zürcher Kirchen ausgezeichnet. (bl/vej)

—Les Courageux
Schweiz 2024 / Kinostart 13. März
Regie: Jasmin Gordon
Preview am 9. März, 11.00–13.00 Uhr im
Kino Riffraf. Veranstalter: Paulus Akademie

Ausstellung **Arme Schweiz**



Ein begehbarer Comic: Lika Nüssli hat die Wände der Galerie Litar mit Originalzeichnungen und raumhohen Sprechblasen bemalt. Die Künstlerin hält damit die Erinnerungen ihres Vaters als Verdingkind fest – und damit auch ein Stück

Schweizer Geschichte.

Eine Toninstallation lässt Albert Minders lebhaft erzählte Erzählungen erklingen. Der Maler und Schriftsteller (1879–1965) hat als Erster in der Schweiz das Leben seiner heimatlosen Vorfahren erzählt und so aktuelle und zeitlose Themen wie Herkunft, Familienbande, Arbeit und Armut behandelt. Weitere Originaldokumente und Fotografien geben Einblick in eine wenig bekannte Schweiz. (bl)

—Bis 5. April
Mi–Fr, 14.00–18.00 Uhr
Sa 13.00–16.00 Uhr
Eintritt Fr. 8.–/5.– ermässigt
Galerie Litar, Letzistrasse 23, Zürich
www.litar.ch

Buch **Am Rande mittendrin**



«Und dann geschah es...» – mehr sagt Urs Habegger nicht über den Schicksalsschlag, der ihn vom Abteilungsleiter zum Verkäufer des Strassenmagazins «Surprise» machte. Wortgewandt erzählt er von seinen mal comedyreifen, mal

berührenden Begegnungen aus der Bahnhofunterführung Rapperswil. Hier verkauft Habegger tagtäglich von morgens bis abends sein Heft. Unterhaltsam seine Fantasiereisen: «Bäuchlings in ihren Gedanken liegend» begleitet er eine Bekannte, die am Morgen bei ihm vorbeikam, auf ihren Langlauf in Sonne und Schnee – während er in Wirklichkeit in der dunklen und zugigen Unterführung bleibt. Ein Buch, das von positiver Kraft, Humor und feiner Tiefsinnigkeit nur so sprudelt. (bl)

—Am Rande mittendrin
Urs Habegger,
elfundzehn 2024 (3. Ausgabe).
137 Seiten, um 24.80 Franken.

Kino unter Leuten

Belfast von innen

Foto: Frenetic Films



«Kneecap» von Rich Peppiatt / Irland 2024 / Besetzung: Mo Chara(II), DJ Próvai, Móglaí Bap, Fionnuala Flaherty, Simone Kirby, Michael Fassbender u.a.

Es geht rau zu und her in diesem Hip-Hop-Biopic. Sehr rau! – Die überdrehte Energie erinnert an den Kultfilm «Trainspotting» und erzählt doch eine ganz eigene Geschichte, denn «Kneecap» spielt in Belfast, wo es scheinbar ausschliesslich verlorene Generationen gibt, weil die jahrzehntelange Gewalt die Gesellschaft so nachhaltig kaputt gemacht hat.

Der Trip beginnt auf einer Polizeiwache, wo sich Liam nach einer wilden Partynacht weigert, Englisch zu sprechen. Der Irisch-Lehrer JJ soll deshalb dolmetschen, hilft aber Liam mehr als der Polizei. Es ist der Beginn einer explosiven Freundschaft. Liam und sein Kumpel Naoise liefern die Lyrics, JJ den Beat. Zusammen werden sie zu «Kneecap», rappen auf irisch und treffen mit ihrer entfesselten Energie den Nerv der Jugend von Belfast.

«Kneecap» gibt es wirklich. Die Band-Mitglieder spielen sich selbst. Auch wenn ihre Texte und ihre Attitüde bisweilen anstössig und abstossend wirken, wurde ihre Geschichte glücklicherweise weder im Tonfall noch in der Bildsprache auf wohlföhllich gebürstet. Der gesetzte Zuschauer wird brachial aus seine Komfortzone gerempelt. Und das ist gut so.

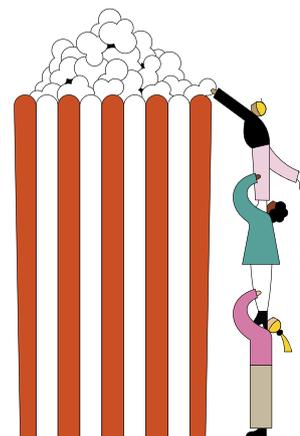
Denn dadurch wird ihm bewusst, dass es hier letztlich nicht um betäubende Berausung geht, sondern um die Rebellion einer Jugend, die seit Generationen dazu genötigt wurde, im brutalen Kampf irisch gegen englisch und englisch gegen irisch ihren gesamten, zerstörerischen Lebenssinn zu sehen. «Kneecap»

stellt sich zwischen diese Fronten. Das britische Establishment wird mit einem Sperrfeuer an irischen Wortsalven attackiert. Der irischen Vätergeneration wird schonungslos ihre blinde Kriegsbesessenheit vorgehalten. Wer sich das traut, muss wohl ziemlich durchgeknallt sein.

«Kneecap» verlässt sich allerdings nicht bloss auf seine mitreissende Inszenierung und brachiale Konfrontationen. Es gibt auch die leisen Momente, in denen die Traumatisierung Belfasts vielleicht noch eindrücklicher spürbar wird. Die eindringlichste der leisen Stimmen gehört Naoises Mutter Dolores. Ihren Nuancen sollte man im ganzen Wortgefecht besonders aufmerksam zuhören.

Thomas Binotto

**Wir schauen uns
«Kneecap»
am 11. März
gemeinsam an.
Wo und wann
genau verrät
unsere Website.**



FORUM — Das nächste Magazin erscheint am 6. März 2025

**«Humor ist der Knopf,
der verhindert, dass
einem der Kragen platzt.»**

Joachim Ringelhatz, Schriftsteller (1883–1934)